

# *Abenteurer Gottes*

clv



Dave und Neta Jackson

*Adoniram und  
Ann Judson*

Gefangen in der Goldenen Stadt

clv

Christliche

Literatur-Verbreitung e.V.

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld



1. Auflage 2001

Originaltitel: Imprisoned in the Golden City

© 1993 by Dave und Neta Jackson

© der deutschen Ausgabe 2001 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Übersetzung: Sabine Pujol

Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach

Satz: CLV

Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-444-X

Alle Personen dieses Buches sind echt, und die meisten Ereignisse, die die amerikanischen Missionare Adoniram und Ann Judson während der Gefängnisjahre von 1823–1826 in Birma erlebt haben, sind wahr. Das Ehepaar Judson hatte zwei birmanische Kinder adoptiert und Herr Rodgers hatte einen halb-birmanischen Sohn. Die birmanischen Namen der Kinder sind jedoch nicht bekannt.

Der zeitliche Ablauf der Geschehnisse in Oung-Pen-La wurde leicht geändert, um die Geschichte zu vereinfachen, und der Tiger im Käfig war in Wirklichkeit eine Löwin. Es ist auch nicht bekannt, ob die blinde Frau von Dr. Price wirklich im Missionshaus lebte, während ihr Mann im Gefängnis war, und es war wahrscheinlich Maung Ing, der das Gefängnis gefunden und seinen Inhalt gerettet hatte.



# *Inhalt*

Die wilde Frau	9
Kriegskanus und Flussbanditen	20
Die Goldenen FüÙe aus Eis	33
Das Menschenpferd	45
Gefleckte Gesichter an der Tür	58
Das Todesgefängnis	69
Das harte Kissen	80
Ein Schrei in der Nacht	91
Verschwunden	105
Der Weg nach Oung-Pen-La	117
Der Tiger	126
Der offene Käfig	136
Vom Müllhaufen gerettet	146
Einiges über Ann und Adoniram Judson	157





## Die wilde Frau

Len-Lay hockte auf der offenen Veranda vor der kleinen Bambushütte am Rande der Stadt Rangun. Die Gestalt, die sich im Schatten unter ihr gebückt versteckt hielt, bemerkte sie gar nicht. Das Haus stand, wie viele Häuser in Birma im Jahre 1823, auf etwa einem Meter hohen Pfählen. Darunter grunzten die Schweine zufrieden vor sich hin, und als die Nacht hereinbrach, hatten die mageren Hühner mit ihrem endlosen Picken aufgehört und suchten sich zwischen den Pfählen einen Schlafplatz.

Das dunkelhaarige Mädchen sumnte leise vor sich hin, während sie Gemüse in einen brodelnden Topf mit Hühnerbrühe gab. Sie kam sich sehr erwachsen vor, als sie die heißen Kohlen in dem Behälter unter dem Topf prüfte; die Asche glühte hell. Das zwölfjährige Mädchen wiegte sich geschmeidig zurück auf ihre Fersen. Seit ihre Mutter im vergangenen Jahr fortgegangen war, hatte Len-Lay das Kochen und Saubermachen selbstständig erledigt – mit Mah-Lo Hilfe natürlich.

Len-Lay fragte sich, was wohl mit ihrer jüngeren Schwester passiert war ... Mah-Lo hätte mit dem Wasertopf längst zurück sein müssen. Wenn sie nicht bald kam, würde die Brühe



verdampfen und das Hühnchen anbrennen. Len-Lay spähte ungeduldig durch den Dunst des Dezemberabends.

Dann erblickte sie sie. Eine kleine Gestalt kam schwankend durch die engen Reihen von Pfahlhäusern und balancierte einen Wassertopf auf ihrer Schulter. Len-Lay sprang auf, schnappte eine Schüssel mit dampfend-heißem Reis und eilte ins Haus. »Aphe! Vater!«, rief sie, während sie den Reis auf die in der Mitte des Zimmers ausgebreitete Essmatte setzte. »Mah-Lo kommt gerade. Wir können essen –«

Da zerriss ein Angstschrei die Stille des Hauses.

Maung Schway-Bay, der gerade in einer Ecke des Hauses bei Kerzenlicht einen Brief schrieb, sprang auf und stieß den Schemel um, auf dem sein Tintenfasschen stand. »Mah-Lo!«, rief er und rannte an seiner ältesten Tochter vorbei nach draußen. Len-Lays Herz klopfte heftig, als sie ihrem Vater vorsichtig folgte und an seinem breiten Rücken vorbeischaute.

Die zehnjährige Mah-Lo wand sich im Griff einer wild aussehenden Gestalt und schrie, so laut sie konnte. Der Wassertopf war heruntergefallen und sein Inhalt verschüttet. Die Frau – war es überhaupt eine Frau? – umklammerte das Mädchen mit langen, knöchigen Armen; ihr Haar stand in alle Richtungen ab und fiel ihr in die großen, wilden Augen. Das Schlimmste war, dass die wilde Frau lachte; es war ein hohes, gackerndes Lachen, das bei Len-Lay eine Gänsehaut hervorrief.

Maung Schway-Bay griff mit entsetztem Schweigen nach dem Bambuszaun auf der Veranda. Warum

stand ihr Vater wie angewurzelt da? Warum tat er denn nichts?

Da hörte Len-Lay, wie er hervorstieß: »Mah Kyi!«

Ihre Mutter? Konnte das denn wirklich –

»Jaaaaaa! Mah Kyi ist zurückgekommen!«, zischte die Frau, als ob sie Len-Lays Gedanken lesen konnte.

Mah-Lo hörte auf zu weinen, wand sich in der Umklammerung der Frau und starrte in die wilden Augen, die nur wenige Zentimeter von ihr entfernt waren.

»Lass das Kind los, Mah Kyi«, befahl Maung Schway-Bay und stieg von der Veranda herunter.

»Zurück!«, schrie die Frau. Ihr Mann blieb stehen. In diesem Augenblick bemerkte Len-Lay, dass die Nachbarn das Schreien gehört und sich auf der Straße versammelt hatten. Maung Schway-Bay hob seine Hand, um ihnen zu signalisieren, dass sie sich nicht einmischen sollten.

Er holte tief Atem. »Was willst du, Mah Kyi? Warum bist du zurückgekommen?«

»Warum? Warum?« Ihre Augen wurden dabei immer größer. »Wegen meiner Kinder natürlich! Ich bin ihre Mutter. Ich bin gekommen, weil ich sie mitnehmen will!«

Len-Lay rang nach Luft und stellte sich an die Seite ihres Vaters. Maung Schway-Bays Stimme zitterte ein wenig. »Du bist krank, Mah Kyi. Du kannst die Kinder nicht mitnehmen. Du musst weggehen und ausruhen.«

»Krank?«, protestierte Mah Kyi. »Sieh nur, wie stark ich bin!« Sie spannte die Armmuskeln an und hob

Mah-Lo in die Höhe. Das verängstigte Kind begann laut zu jammern und versuchte sich zu befreien.

»Lass das Kind gehen, Mah Kyi! Du jagst ihr Angst ein. Eine Mutter macht ihren eigenen Kindern doch keine Angst!«

Mah Kyi stellte Mah-Lo wieder auf den Boden. Das Kind schluchzte in der festen Umklammerung der Frau.

»Du bist der Kranke!« Die Frau hob ihren Finger. »Du bist in Gesellschaft von ausländischen Spionen! Du hörst auf ihr seltsames Gerede von Gott. Du hast das Karma dieses Hauses gestört! Ich werde die Mädchen mitnehmen, bevor sie auch verrückt werden!«

Len-Lays Gedanken wirbelten ihr im Kopf herum. Wovon sprach ihre Mutter denn bloß? Welche Spione? Meinte sie etwa Herrn Judson, den weißen Mann, der in dem Missionshaus wohnte? Ihr Vater verbrachte tatsächlich viel Zeit dort mit Lesen und Reden, und vor ein paar Jahren hatte er etwas sehr Seltsames getan: Er ließ sich von dem weißen Mann im Wasser des Irrawaddy-Flusses untertauchen. Der Missionar nannte das Taufe, und ihr Vater sagte, dass das bedeutete, dass er nun Jesus nachfolgte. Doch ... das sollte ein Geheimnis sein. Alle Birmanen mussten an Buddha glauben. So war das Gesetz.

»Len-Lay«, flüsterte ihr der Vater ins Ohr. »Lauf zu dem Bruder deiner Mutter. Sag ihm, dass Mah Kyi zurückgekommen ist. Er muss schnell herkommen, bevor sie Mah-Lo etwas antut – oder sich selbst.«

Len-Lay schluckte. Das Haus ihres Onkels lag vier-einhalb Kilometer weit von Rangun entfernt in einem

kleinen Dorf im Westen. Doch sie huschte gehorsam die Stufen der Veranda hinunter.

»Fangt sie! Fangt sie!«, schrie ihre Mutter. »Lasst sie nicht entkommen!«

Doch die kleine Menge stand unentschlossen vor Maung Schway-Bays Haus. Dann löste sie sich auf und ließ das Mädchen in die Nacht entkommen.

\*\*\*

Es war Morgen, als Len-Lay endlich wieder zu Hause ankam.

Auf dem ganzen Weg zu dem Dorf ihres Onkels hatte sie versucht, nicht an die Tiger zu denken, die manchmal bei Nacht aus dem Wald hervorbrachen. Die winzigen Haare in ihrem Nacken standen ihr jedes Mal zu Berge, wenn unsichtbare Affen auf ihren Bäumen kreischten. Sie eilte weiter und weiter, bis sie schließlich die strohgedeckten Bambushäuser des Dorfes ihres Onkels wahrnahm, die sich in der Dunkelheit abzeichneten.

Der Bruder ihrer Mutter hatte mit einem Stirnrunzeln zugehört, als Len-Lay ihre Geschichte hervorkeuchte. Dann lief er ohne ein Wort die Straße nach Rangun zurück. »Bleib über Nacht hier, Kind«, besänftigte sie ihre Tante. »Du kannst morgen früh zurückgehen, wenn es nicht mehr gefährlich ist.«

Nun betrat Len-Lay unsicher den kleinen umzäunten Hof und stieg die Stufen zu ihrem Haus empor. Sie bemerkte, dass der Topf mit dem Hühnerfleisch immer noch auf dem kleinen Ofen stand. Die ganze Brühe war verkocht und das Hühnchen und das Gemüse klebten hart und kalt am Boden.

Dann hörte sie die Stimme ihres Onkels scharf und anklagend.

»Ja, meine unglückliche Schwester ist verrückt geworden; wir werden sie wieder wegbringen. Doch in Einem hat sie Recht, Maung Schway-Bay: Du bist in Gesellschaft falscher Leute! Du hast eine falsche Religion und du sprichst falsche Worte. Was ist schlimmer für deine Kinder – eine verrückte Mutter oder ein Vater, der seine eigene Religion verleugnet?«

In diesem Augenblick sah Maung Schway-Bay Len-Lay in der Tür und winkte sie herein. Sie ging lautlos über den Bambusboden und setzte sich neben Mah-Lo, die halbversteckt hinter ihrem Vater stand.

Mit einem schnellen Blick durch den Raum sah Len-Lay, dass ihre Mutter gebeugt und teilnahmslos in einer Ecke saß. Sie war eingeschlafen. Ihr Vater saß mit den Händen auf den Knien auf einem Schemel gegenüber seinem Schwager.

Len-Lays Onkel holte tief Luft. »Es gehen in der Stadt Gerüchte, dass die Engländer vom Meer aus einen Angriff auf Rangun planen. Die Leute sagen auch, dass die Weißen, die sogenannten Missionare, in Wirklichkeit Spione sind, die unsere Militärgeheimnisse verraten.«

Maung Schway-Bay musste laut lachen. »Das ist doch lächerlich!«, schnaubte er. »Sie sind Lehrer des Christentums –«

»Eben die Religion der Engländer.«

»Vielleicht. Aber diese Missionare kommen aus Amerika, nicht aus England.«

Len-Lays Onkel schüttelte seinen Kopf, als er über diese Sache nachdachte. »Trotzdem«, sagte er und spuckte aus, »es kann nur Böses aus deinem Umgang mit ihnen kommen. Als dein Schwager wäre es mein Recht, dich zu schlagen, um dieses Übel aus unserer Familie herauszuschlagen. Denk darüber nach, was ich dir sage!«

Der Onkel stand abrupt auf, ging in die Ecke und schüttelte die Frau wach. »Komm, Schwester. Wir müssen gehen.«

Mah Kyi schlug die Augen auf und schaute sich verwirrt um, als ob sie nicht mehr wüsste, wo sie sich befand. Sie blickte Len-Lay und Mah-Lo an, doch zeigte sie keinerlei Zeichen des Wiedererkennens. Dann stand sie unterwürfig auf und ließ sich von ihrem Bruder aus dem Haus führen.

Len-Lay stand mit ihrem Vater und Mah-Lo in der Tür und schaute ihnen nach. Plötzlich verbarg Len-Lay ihr Gesicht weinend an der Seite ihres Vaters. Die Worte der beiden Männer hatten ihr Angst eingejagt. War ihr Vater in Gefahr? Würde ihr Onkel ihn wirklich schlagen?

Len-Lay ließ sich auf dem Boden der Veranda nieder und umschlang ihre Knie. Sie zitterte am ganzen Körper. Alles war falsch! Als sich ihre Mutter zum ersten Mal so merkwürdig benahm und dann weggehen musste, hatte sich Len-Lay jede Nacht in den Schlaf geweint. Nach und nach hatte sie sich dann an die Abwesenheit ihrer Mutter gewöhnt ... und nun war sie so plötzlich wieder aufgetaucht, doch so anders, so ... so furchtbar.

Len-Lay fühlte sich hin- und hergerissen. Einerseits wünschte sie ihre Mutter zurück – ihre hübsche, lachende Mutter, die Len-Lays langes, schwarzes Haar gebürstet hatte, als sie ein kleines Mädchen war, und die ihr beigebracht hatte, wie sie es oben auf dem Kopf in einer Frisur befestigen konnte. Len-Lay hatte so gern schöne Kämmе und Blumen im Haar getragen, weil sie so aussehen wollte wie ihre Mutter.

Aber diese Frau – diese wilde Frau mit dem gackernenden Lachen – wie konnte das ihre Mutter sein? Len-Lay schauderte. Sie hatte solche Angst gehabt, als sie zuschauen musste, wie Mah-Lo in Mah Kyis festem Griff gefangen war. Sie war erleichtert, dass sie nicht mehr hier war!

Len-Lay schlug ihre kleinen Fäuste gegen die Knie. Fort! Fort! Fort! Dann sprangen ihr heiße Tränen in die Augen und liefen an ihren Wangen herunter. »Oh, Mutter ... meine arme Mutter«, stöhnte sie.

Nach langer Zeit fühlte Len-Lay die Hand ihres Vaters auf ihrer Schulter. »Meine älteste Tochter, du musst deine Tränen abwischen und deiner Schwester packen helfen. Hier ist es nicht mehr sicher. Wir müssen zum Missionshaus gehen.«

\*\*\*

Die beiden birmanischen Mädchen standen rechts und links neben ihrem Vater im Hof des Missionshauses, und jede der beiden hielt ein Kleiderbündel in der Hand. Len-Lay trug einen blauen seidenen Longyi – das ist ein langer Rock, der um den Körper gewickelt wird – mit einer kurzen weißen Tunika.



Goldene Armbänder, Halsketten und Fußketten ließen ihre nussbraune Haut leuchten.

Mah-Lo war ähnlich gekleidet; sie trug einen zitronengelben Longyi. Sie hielten sich nervös an dem Patso ihres Vaters fest, seinen weiten Hosen, die er gestaltete, indem er ein Stück bunte Seide um seine Hüften und Beine band.

Die Mädchen starrten den fremden Mann und die Frau an, die ihnen zur Begrüßung entgegenkamen. Obwohl sie beide schon früher im Missionshaus gewesen waren, hatten sie sich noch immer nicht an



die helle Haut von Adoniram und Ann Judson gewöhnt. Er trug eine komische schwarze Jacke und schwarze Hosen; sie trug eine weiße Bluse mit langen Ärmeln und einem Spitzenkragen; ihr schwerer Rock war von einem langweiligen Braun.

Mah-Lo kicherte und Len-Lay wusste genau, was sie dachte. Mochten diese Ausländer etwa keine schönen Farben?

»Ruhe!«, zischte ihr Vater. Dann redete Maung Schway-Bay die Missionare an.

»Lehrer, ich bin gekommen, um euch um einen Gefallen zu bitten. Meine unglückliche Frau ist krank im Kopf und ich musste sie wegschicken. Mein Schwager – und sogar mein eigener Bruder – haben mir auch gedroht, mich zu schlagen, weil ich Jesus nachfolge. Ich bitte euch, nehmt meine Töchter bei euch im Haus auf. Lehrt sie lesen, damit sie Jesu Worte auf dem Papier, das ihr geschrieben habt, lesen können.«

Adoniram Judsons Lächeln hatte sich bei diesen Worten in einen tief besorgten Ausdruck gewandelt. Er warf seiner Frau einen Blick zu und dann zeigte er auf einen Stapel Kisten und Pakete, die im Hof des Missionshauses standen. »Lieber Bruder, wir verlassen Rangun«, sagte er auf Birmanisch. »Wir fahren morgen nach Ava, der Goldenen Stadt, um dort ein zweites Missionshaus zu bauen. Ich habe nur hier darauf gewartet, dass meine Frau aus Amerika zurückkehrt. Sicherlich möchtet ihr nicht, dass wir eure Kinder so weit wegbringen –«

Len-Lay zitterte vor Angst und Aufregung. Rangun verlassen?

Nein, nein! Sie wollte nicht so weit weg von ihrem Vater gehen. Doch Ava, die Stadt des Königs, des Herren über alle Luft und alle Wasser ... sie hätte sich nie träumen lassen, dass sie einmal dorthin reisen würde! Einen Moment lang sah Maung Schway-Bay verwirrt aus. Dann wurde sein Gesichtsausdruck entschlossen. »Doch. Ich werde sie gehen lassen. Nehmt meine mütterlosen Töchter unter euren Schutz in euer Heim. Lehrt sie lesen.«

Niemand sagte ein Wort. Nervös blickte sich Len-Lay um. Sie bemerkte einen seltsamen Stuhl, der zwischen den gepackten Kisten stand. Er hatte zwei gebogene Stücke Holz, die am Ende der Beine befestigt waren. Wenn jemand darauf saß, würde er sicherlich umkippen, dachte sie bei sich.

Dann hörte sie Frau Judson sagen: »Adoniram, wenn Maung Schway-Bays Mädchen mit uns gehen, dann könnte ich ja meine Mädchenschule gleich in Ava beginnen!«

»Aber, Ann!«, protestierte ihr Ehemann. »Du bist gerade von einer langen Reise zurückgekehrt und von einer langen Krankheit genesen. Bist du sicher, dass du zwei halbwüchsige Mädchen versorgen kannst?«

In Frau Judsons Augen schimmerten Tränen, doch ihre Stimme zitterte nicht. »Gott hielt es für richtig, uns Roger, unser Baby, zu nehmen. Meine Arme sind leer gewesen. Nun scheint es, dass Gott sie mit diesen lieben Mädchen füllen will.«

Herr Judson wischte seiner Frau zärtlich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Nun gut«, sagte er und wandte sich wieder zu Maung Schway-Bay, »abgemacht.«

## Kriegskanus und Flussbanditen

Die Mädchen klammerten sich nicht an ihren Vater, als er fortging, sondern machten nur eine höfliche Verbeugung. Doch Len-Lay fühlte einen Kloß im Hals, als sie ihn schnell die Straße hinuntergehen sah. Sie legte ihren Arm schützend um ihre Schwester.

Als Maung Schway-Bay nicht mehr zu sehen war, kniete Frau Judson nieder und umarmte Len-Lay und Mah-Lo herzlich. »Ihr erinnert mich an meine jüngeren Schwestern in Amerika, wo ich aufgewachsen bin«, sagte sie und stieg die kleinen Stufen zum Missionshaus hinauf. Len-Lay sah, dass es genau wie ihr Bambushaus auf Pfählen stand, es war nur größer. »Ich werde dich Mary Hasseltine nennen«, sagte sie lächelnd zu Len-Lay, und zu Mah-Lo gewandt: »Und dich werde ich Abby Hasseltine nennen, nach meinen zwei Schwestern.«

Len-Lay wusste nicht, was sie die davon halten sollte. Alles geschah so schnell!

Das Missionshaus war voll von Leuten. Zwei weitere Missionsehepaare aus Amerika sollten hier bleiben, um die kleine Gemeinde in Rangun mit ihren acht-

zehn getauften Mitgliedern zu betreuen. Eines der Ehepaare war mit Frau Judson aus Amerika angekommen und sprach noch kein Birmanisch. So konnte



man den ganzen Tag lang ein Geplapper in Englisch hören, während die neuen Missionare auspackten und die Judsons packten.

Auf ihrem Rückweg von Amerika hatte Frau Judson auch einen bengalischen Koch angestellt, der Koo-Chill hieß und ihr sehr zugetan zu sein schien. »Frau Joodthan hat mich angestellt«, sagte er, wobei er das Wort »Judson« auf birmanische Weise aussprach. »Wenn sie nach Ava geht, gehe ich mit!«

In all der Aufregung während der letzten vierundzwanzig Stunden hatten Len-Lay und Mah-Lo gar nicht gemerkt, wie hungrig sie waren. Erst als sie den Geruch von Curry-Reis und Gemüse wahrnahmen, das Koo-Chill zum Abendessen gekocht hatte, fiel es ihnen auf. Sie aßen mit gutem Appetit und Len-Lay dachte, dass es eine schöne Abwechslung war, einmal das zu essen, was jemand anderes gekocht hatte.

Nach dem Abendessen spazierten Adoniram und Ann Judson Arm in Arm zu dem kleinen Mango-baum-Hain hinter dem Missionshaus. Die Mädchen, die den ganzen Nachmittag nicht von Ann's Seite gewichen waren, zögerten. Doch sie lächelte ihnen zu und winkte sie herbei. Sie sollten mitkommen und die Kühle des Winterabends genießen.

Die Judsons hielten neben einem kleinen Grab. »Hier haben wir unser Baby Roger begraben«, erzählte Frau Judson den Mädchen ruhig. »Wenn er noch am Leben wäre, wäre er jetzt acht Jahre alt. Aber ... er ging noch vor seinem ersten Geburtstag zu Jesus.«

Len-Lay blickte Mah-Lo an und fragte sich, was sie wohl damit meinte: »Er ging zu Jesus?« War das Baby nicht tot?

Frau Judson sprach sanft weiter, während sie sich erinnerte: »Unser erstes Baby wurde tot geboren, als wir während unserer Reise nach Birma noch auf dem Schiff waren. Wir vermissen beide schrecklich. Doch eines Tages werden wir sie wiedersehen, wenn wir für immer bei Jesus sein werden.«

Später in dieser Nacht lagen die Mädchen auf den weichen Decken, die Frau Judson für sie vorbereitet hatte. »Die fremden Missionare sagen merkwürdige Dinge«, wisperte Len-Lay Mah-Lo zu. »Niemand lebt ewig – nicht einmal Buddha selbst! Die Priester sagen, wir können mehrmals als eine andere Person wiedergeboren werden, je nachdem, wie gut wir in diesem Leben waren. Doch der perfekte Endzustand ist das Nichts.«

Ein tiefer Atemzug war ihre einzige Antwort. Mah-Lo war fest eingeschlafen und Len-Lay blieb mit ihren Gedanken allein. Sie verstand die christliche Botschaft nicht, doch die Vorstellung von einem endgültigen »Nichts« tat in ihrem Herzen genauso weh wie der Abschied von ihrem Vater.

\*\*\*

Erst als die Mädchen ihre Bündel auf das Boot brachten, das Herr Judson für die etwa siebenhundert Kilometer lange Fahrt auf dem Irrawaddy-Fluss gemietet hatte, überkam Len-Lay Panik.

»W-werden wir Vater jemals wiedersehen?«, flüsterte Mah-Lo, und ihr Kinn zitterte dabei. Len-Lay konnte ihr nicht antworten; der Knoten in ihrem Hals war einfach zu dick. Sie kauerten sich auf einer dicken Rolle Seil zusammen und schauten zu, wie

Koo-Chill sofort ein Feuer in seinem tragbaren Ofen hinter der Bambuskabine anzündete. Herr Judson und ein Fischer namens Maung Ing luden Bündel mit Haushaltssachen auf das Deck.

»Maung Ing kommt auch mit«, meinte Frau Judson und setzte sich neben die Mädchen. »Er war einer der ersten Birmanen, die sich taufen ließen. Doch seine Frau ließ sich von ihm scheiden, nur weil er Christ geworden war.« Sie betrachtete die traurigen Gesichter der Mädchen. »Die Nachfolge Jesu ist nicht einfach. Doch wir helfen einander stark zu sein, liebe Mary ... liebe Abby.« Sie nannte die Mädchen mit ihren neuen Namen und nahm sie tröstend in die Arme.

Der Fischer hängte einen Weidenkäfig in der Ecke der Kabine auf. »Oh, schaut nur!« Frau Judson lachte. »Maung Ing hat seinen Papagei mitgebracht! Habt ihr Herrn ›Verzeihung‹ schon kennen gelernt?«

Len-Lay und Mah-Lo mussten trotz ihres Kummers lachen. Der prächtige grüne Vogel verdrehte seinen Kopf und schaute die Mädchen neugierig an.

Als die Erwachsenen wieder mit dem Einladen beschäftigt waren, fassten Len-Lay und Mah-Lo den Entschluss, das kleine Boot zu erforschen, das für mehrere Wochen ihr Zuhause sein würde. Als Len-Lay zurück zum Heck ging, machte sie plötzlich einen Satz und stieß einen Schrei aus.

Dort, unter dem Lenkrad des Steuermanns, war eine gigantische Python eingerollt.

Len-Lay ergriff Mah-Lo und drehte sich um. Im Wegrennen stieß sie mit Frau Judson zusammen. Sprach-

los deutete das Mädchen mit zitterndem Finger auf die Schlange.

Frau Judsons Körper spannte sich an. »Papageien, ja; Schlangen, nein!«, meinte sie grimmig zu dem Kapitän, der nachschauen wollte, was passiert war.

»Frau Schlange?«, fragte der drahtige Kapitän. »Sie gehört zum Schiff! Sie vertreibt die Räuber!«

»Aber – aber sie kann uns etwas antun!«, protestierte Len-Lay und entfernte sich rückwärts von der Riesepython, die sie nun beäugte. Sie hasste Schlangen, sogar noch mehr als Tiger. Mah-Lo sagte gar nichts, doch ihre Augen traten erschrocken hervor.

Der Kapitän grinste und enthüllte dabei sein Gebiss, in dem mehrere Zähne fehlten. »Niemals«, meinte er beruhigend, »solange wir dafür sorgen, dass sie voll Reis ist. Doch ich sage euch, das Boot wird nicht ohne Frau Schlange fahren.«

Der Kapitän ließ sich nicht von seiner Meinung abbringen, und schließlich gab Ann Judson nach. »Bis wir nach Ava kommen, haben wir Nerven aus Stahl!«, scherzte sie mit den Mädchen. Len-Lay war es immer noch ungemütlich und sie beobachtete die Schlange argwöhnisch.

Schließlich war das Boot geladen, und die anderen Missionare kamen an Bord, um sich zu verabschieden. »Ich habe nur eine einzige Sorge«, hörte Len-Lay jemanden ruhig zu Herrn Judson sagen. »Der König droht immer wieder mit einem Krieg mit den Engländern entlang der bengalischen Grenze. Sein oberster General namens Bandula ist wie ein kleiner junger Hund, der einer britischen Bulldogge in die



Fersen beißt. Britische Soldaten werden euch vielleicht flussaufwärts folgen, denn sie wollen versuchen, General Bandulas lästiger Armee Einhalt zu gebieten.«

Len-Lay runzelte die Stirn. Zum ersten Mal fiel ihr das ein, was ihre Mutter und ihr Onkel gesagt hatten: dass die Judsons Spione für die Engländer waren. Mah-Lo erinnerte sich auch daran und sah sie ängstlich an.

»Mach dir keine Sorgen«, flüsterte Len-Lay. »Die Judsons waren sehr nett zu uns.«

»Aber wenn der König uns mit Spionen erwischt ...« flüsterte Mah-Lo zurück. Es war allgemein bekannt, dass Verräter in das schreckliche Todesgefängnis geworfen oder von den Elefanten des Herrschers totgetrampelt wurden.

In diesem Augenblick rief der Kapitän: »Die Flut ist gekommen! Ablegen! Ablegen!«

Die anderen Missionare eilten vom Boot und halfen es in die Strömung zu schieben. Die Mannschaft manövrierte das Boot vorsichtig zwischen Dutzenden von Fischerbooten hindurch. Als sie die weißen Ausländer sahen, kamen Händler in ihren kleinen flachen Ruderbooten und priesen Mangos, Bananen, Kokosnüsse, Körbe und wunderschöne Stoffe zum Verkauf an.

Die strohgedeckten Hütten von Rangun standen dicht zusammengedrängt am Ufer des Irrawaddy-Flusses, wo er in den Golf von Martaban mündete. Hinter Rangun verlief der Fluss in Richtung Norden. Er war Birmas »Hauptstraße« ins Landesinnere.

Nachdem die Flut das Boot jenseits des Flussverkehrs getragen hatte, setzte die Mannschaft das Segel, und der Steuermann nutzte den Wind, indem er das Boot geschickt hin und her manövrierte.

Plötzlich erblickte Len-Lay eine runde, goldene Spitze, die sich majestätisch über den dicht belaubten Bäumen am Flussufer erhob. »Schaut!« Sie zeigte mit dem Finger darauf. »Die Schwe-Dagon-Pagode!«



Koo-Chill hörte auf, sich mit seinem Ofen zu beschäftigen und starrte ehrfurchtsvoll den riesigen Tempel an, der acht Haare vom Kopf des Gautama Buddha enthielt, des Begründers des Buddhismus, der im

sechsten Jahrhundert nach Christus gelebt hatte und dessen Name bedeutet: »Der Erleuchtete«.

Der Bengalenkoch hatte noch nie den heiligsten Schrein Birmas gesehen, und in der kurzen Woche in Rangun, nach seiner Ankunft mit Frau Judson, hatte es keine Besichtigung von Sehenswürdigkeiten gegeben.

»Schwe-Dagon ist beinahe eine richtige Stadt«, erklärte Len-Lay dem dicken Koch. Der Stolz auf Ranguns berühmte Pagode hatte ihr die Schüchternheit genommen. »Die Steinarbeiten sind so fein, dass sie wie Spitze aussehen.«

»Und die Priester verlassen die Pagode nur, wenn sie mit ihren Bettelschalen betteln gehen«, meldete sich Mah-Lo zu Wort.

»Die Schwe-Dagon-Pagode ist wirklich ein großartiges Monument«, sagte Herr Judson, der sich zu den Kindern und Koo-Chill gesellt hatte, während sie die leuchtende goldene Spitze schließlich in der Ferne verschwinden sahen. »Doch Gott ist nicht in einem goldenen Tempel. Er ist im Himmel und sein heiliges Buch sagt uns, wie sein Geist in unseren Herzen wohnen kann.«

Koo-Chill zuckte gutmütig die Achseln. »Ich bin euer Koch, ehrwürdiger Lehrer, nicht euer Schüler. Ich folge euch nach Ava, doch ich folge Buddha in meinem Kopf.«

Herr Judson lachte. »Wir sind froh, dich dabei zu haben, Koo-Chill. Aber wir werden noch einmal darüber sprechen, ja?«

\*\*\*

Tag für Tag segelte das volle Boot langsam den Irrawaddy-Fluss herauf. Allmählich gewöhnten sich Len-Lay und Mah-Lo an ihre neuen Namen, weil alle Frau Judsons Beispiel folgten und sie »Mary« und »Abby« nannten.

Obwohl Adoniram und Ann Judson von den zwei Mädchen, einem Koch, einem birmanischen Christen und verschiedenen Leuten der Bootsmannschaft begleitet wurden, benahmen sich die beiden wie ein Paar in den Flitterwochen. Sie hielten sich stundenlang an den Händen – Ann saß auf dem komischen Stuhl, der hin und her schaukelte, Adoniram auf seinem Gepäck – während Ann ihm alles über ihre lange Reise zurück nach Amerika berichtete. Die Seefahrt und der lange Aufenthalt bei ihrer Familie hatten ihr geholfen, von der Krankheit gesund zu werden, die sie so lange in Rangun gequält hatte.

Len-Lay konnte kaum glauben, dass ihre neue Pflegemutter jemals krank gewesen war. Die Wangen der weißen Frau waren rosig und ihre Augen funkelten vor Gesundheit. Die Augen von Herrn Judson waren von seiner schönen Frau anscheinend gefesselt. »Meine liebe Ann«, murmelte er oft vor sich hin. Es war eine lange, zweijährige Trennung gewesen.

»Aber ich habe endlich das Neue Testament auf Birmanisch übersetzt«, teilte Herr Judson seiner Frau dankbar mit. »Und der Missionsvorstand hat uns einen Arzt geschickt, während du weg warst. Doch der König hörte von seinen Fähigkeiten, mit dem Skalpell umzugehen, und befahl ihm, nach Ava zu kommen.« Er kicherte. »Dr. Price war ein voller Erfolg am Hof des Königs – er scheint sich gut damit auszukun-

nen, entzündete Zysten zu entfernen und Augenstar zu operieren. Aber ...« Seine Stimme verlor sich.

Frau Judson kämmte gerade Mah-Los langes, schwarzes Haar. Es war schon ein tägliches Ritual: Die Mädchen saßen an Deck (außer Sichtweite von Frau Schlange!), während Frau Judson ihr Haar kämmte und es ihnen nach birmanischer Mode auf dem Kopf frisierte.

»Aber was?«, wollte sie von ihrem Ehemann wissen.

Herr Judson schüttelte den Kopf. »Der königliche Hof fasziniert Dr. Price; er glaubt jetzt, er sei der beste Freund des Königs! Ich mache mir Sorgen um ihn. Er erkennt nicht, wie unbeständig birmanische Könige sein können.«

Sein Gesicht hellte sich auf. »Zumindest ist König Bagyidaw bereit, uns ein Missionshaus in Ava bauen zu lassen. Das heißt, er war es, als ich den guten Doktor mit seinen ärztlichen Wundervorführungen allein ließ!«

Die Unterhaltung wurde unterbrochen, als das Boot in der Nähe eines Dorfes festgemacht wurde, damit Koo-Chill Essen und andere Vorräte auf dem örtlichen Markt kaufen konnte. Alle gingen an Land, um ihre Beine auszustrecken, doch sie lenkten die Aufmerksamkeit einer lauten Menge von Dorfbewohnern auf sich, die noch nie eine weiße Frau gesehen hatten.

Len-Lay fühlte sich sehr merkwürdig, mit ihrer Pflegemutter Hand in Hand zu gehen. Sie mochte Herrn und Frau Judson gern; sie waren nett zu den Mädchen und versuchten, ihnen ein Zuhause zu ge-

ben. Doch die Leute im Dorf schauten die Mädchen argwöhnisch an, als ob ... als ob die Fremden die Mädchen verzaubert hätten oder so etwas Ähnliches.

Die Tränen kamen den Mädchen nachts, wenn sie in der kleinen Bootskajüte lagen. Jeder Tag brachte sie weiter weg von Rangun. Würden sie ihren Vater jemals wiedersehen? Sie versuchten, ganz leise zu sein, doch Ann Judson schien ihren Kummer zu spüren. Manchmal saß sie in der Dunkelheit neben ihren Liegematten, strich ihnen über die Haare und sumgte ein Lied.

Tagsüber war es einfacher. Während sich das Boot Kilometer für Kilometer den breiten Fluss hinaufarbeitete, betrachteten die Schwestern mit großen Augen die verlassenen Städte, die als Ruinen am Ufer standen. Kriechender Wein bedeckte gigantische weiße Steinpagoden und einstmals prächtige Paläste. Affen, die auf den verfallenen Buddha-Statuen saßen, beschimpften die Reisenden.

»Jeder neue König wollte seine eigene Königsstadt haben«, erklärte Maung Ing den Mädchen und Koo-Chill. »Die alten Städte verrotteten im Dschungel. Bis zum Ende unserer Reise werden wir noch mehr davon sehen.« Herr Verzeihung, der auf Maung Ings Schulter saß, nickte mit dem Kopf, als stimme er zu.

»Seid ruhig! Seid ruhig!«, schnappte der Kapitän, als sie sich der verlassenen Stadt Pagan näherten. Hier wurde vor acht Jahrhunderten der Buddhismus zur Staatsreligion erklärt. Das Boot und seine Passagiere glitten leise an den geisterhaften Ruinen vorbei. Die Mannschaft stand wachsam mit ihren Musketen und beobachtete das Flussufer.

»Manchmal verstecken sich die Dacoits, Flussbanditen, in den Ruinen und greifen die vorbeifahrenden Boote an«, erklärte der Kapitän später seinen Passagieren. »Wir hatten Glück. Seht ihr, Frau Python hat die Räuber ferngehalten!« Und er lächelte ein zahnloses Lächeln.

Gerade in diesem Augenblick hörte Len-Lay, wie Herr Judson flussaufwärts deutete und murmelte: »Und wie nennt man das da?«

Das Boot war gerade um eine Flussbiegung gefahren und dort kam ihnen auf der einen Seite eine Flotte von riesigen goldenen Kanus entgegen. Jedes sah aus, als wäre es aus einem einzigen enormen Teakbaum gemacht und war 1,20 Meter mal 2,40 Meter groß. Die Hecks ragten empor, wo die Steuermänner standen. Alle Boote waren voller Soldaten, die mit Speeren und Musketen bewaffnet waren. Helle Flaggen und Banner wehten zu Hunderten, und Paddler trieben die Boote zu stetigem Trommelschlag voran.

Und in der Mitte der Flotte war ein großartiges golden geschmücktes Boot.

Mah-Lo begann, auf und ab zu hüpfen. »Dacoits! Dacoits!« Die Augen des jüngeren Mädchens waren weit aufgerissen und ihre Zähne klapperten vor Angst.

»Awwwk! Dacoits!«, krächzte Herr Verzeihung.

»Nein! Keine Dacoits! Es ist die Goldene Faust«, stieß der Kapitän hervor, »die Kriegsschiffe des Königs. Und das flache Boot da ... das ist General Bandula höchstpersönlich!«

Da entfernte sich eines der Kriegsboote aus der Flotte und glitt mit starken, schnellen Ruderschlägen über

den Fluss auf das kleine Boot zu. Ann Judson zog Len-Lay und Mah-Lo an sich.

Ein Soldat stand im Bug des goldenen Kanus und schwang einen langen Speer. »Haltet an im Namen des Königs!«, schrie er.

Die Mannschaft des kleinen Bootes ließ schnell das Segel herab.

Als das Kriegsboot an ihre Seite kam, sprangen mehrere Soldaten an Bord, darunter auch der Mann mit dem Speer. »Fasst ihn!«, rief der Soldat, während er den Speer auf Herrn Judsons Brust drückte. »Dieser englische Spion ist unser Gefangener!«



## Die Goldenen FüÙe aus Eis

Bei der Anschuldigung des Soldaten lieÙen sich der Bootskapitän und die Mannschaft augenblicklich mit dem Gesicht auf den Boden fallen.

»Ich bin unschuldig! Ich bin unschuldig!«, jammerte der Kapitän. »Ich hatte keine Ahnung –«

Herr Judson gab dem ausgestreckten Körper des Kapitäns einen Stups mit dem Fuß. »Wenn du mit diesem Gejammere aufhörst, kann ich uns aus der Klemme holen«, meinte er ernst.

Ann Judsons Griff um die Mädchen wurde fester, als die Soldaten bedrohlich näherkamen. Len-Lays Mund wurde trocken; würden sie alle etwa gefangen genommen?

Herr Judson erhob seine Hand. »Ich bin Amerikaner«, sagte er mit fester Stimme. »Meine Frau und ich sind auf dem Weg zur Goldenen Stadt auf Befehl des Königs Bagyidaws höchstpersönlich.«

Der Soldat mit dem Speer zögerte. »Wir haben den Befehl, alle englischen Spione zu ergreifen!«, wiederholte er barsch.

»Natürlich«, stimmte Herr Judson freundlich zu. »Aber wir sind keine Engländer. Der König wird ärgerlich sein, wenn ihr unsere Reise verhindert. Wir stehen auch unter Befehl – und zwar so schnell wie möglich zum Goldenen Thron zurückzukehren.«



Der Soldat ließ den Speer langsam sinken; dann wandte er sich abrupt an den Kapitän. »Auf! Macht euch auf den Weg!«, schnauzte er. »Warum ist euer Segel herabgelassen? Auf! Auf!«

»Auf! Auf!«, äffte ihn Herr Verzeihung in seinem Weidenkäfig nach.

Die Mannschaft setzte hastig das Segel, während die Soldaten zurück in ihr goldenes Kanu sprangen und wieder zur Flotte zurückglitten. Die anderen beobachteten mit großen Augen die Soldaten auf dem Rückzug.

Dann begann Koo-Chill schallend zu lachen; sein großer Brustkorb tanzte mit jedem Gelächter auf und ab. Als die Spannung nachließ, fielen Maung Ing, die Judsons und die Mädchen in sein Lachen ein. Nur der Kapitän runzelte noch immer die Stirn; seine Würde war verletzt.

»Es mag ja ›Frau Schlange‹ sein, die Räuber abhält«, keuchte Koo-Chill ganz atemlos vor Lachen, »aber es ist Herr Joodthan, der die ganze birmanische Armee vertreibt!«

\*\*\*

Sechs Wochen nachdem das kleine Boot Rangun verlassen hatte, sichteten seine müden Passagiere und die Mannschaft Ava, die Goldene Stadt, die Stadt des Königs. Sie erhaschten durch die Palmen einen Blick auf große Pagoden und Paläste sowie auf ärmliche Bambushütten, die dicht gedrängt an den Ufern standen. Es war der 23. Januar 1824.

Als sich das Boot durch die übliche Ansammlung von Fischerbooten und die Skiffs der Händler seinen

Weg bahnte, hörten sie plötzlich jemanden rufen:  
»Hallo! Adoniram! Hier!«

»Hallo! Hallo!«, krächzte Herr Verzeihung.

Es war ein Mann in einem kleinen Boot, der sich vom gegenüberliegenden Ufer näherte und winkte und rief. Herr Judson lächelte und winkte zurück. »Das ist Jonathan Price, der uns entgegenkommt.«

Ein großer schlaksiger Ausländer kletterte an Bord. Len-Lay und Mah-Lo starrten ihn an. Dieser merkwürdige Amerikaner war sogar noch größer als Herr Judson, aber dünner, und er schien nur aus Armen und Beinen zu bestehen. Sein strohblondes Haar war borstig und stand ab, als hätte er gerade einen großen Schreck bekommen.

»Adoniram!«, begrüßte er Herrn Judson herzlich und schüttelte seine Hand. »Und das muss deine liebe Frau sein.« Dr. Price ergriff Ann Judsons schmale Hand und schwenkte sie kräftig auf und ab. »Willkommen! Willkommen!«

Als er sich wieder an Herrn Judson wandte, verschwand das Lächeln langsam aus seinem Gesicht und machte einem ernsten Ausdruck Platz. »Ihr müsst mit in mein Haus am Ufer kommen. Ich muss euch wichtige Dinge erzählen. Kommt, kommt. Folgt mir.«

Dr. Price war schon wieder in seinem kleinen Boot und paddelte zum anderen Ufer, bevor die Judsons ihm die anderen der Gruppe vorstellen konnten. Doch mehrere Stunden später aßen die Judsons, Maung Ing und die Mädchen zusammen mit Dr. Price in dem Ziegelsteinhäuschen, das er vor kurzem

gebaut hatte und das den Blick auf den Fluss hatte. Koo-Chill jedoch weigerte sich, sich von seiner eigenen »Bordküche« zu entfernen.

Das Haus war sehr feucht und Len-Lay fröstelte. Die neuen Ziegelsteine waren anscheinend noch nicht vollständig trocken. Medizinische Instrumente, Bücher und Papiere waren überall verstreut. »Ordnung ist nicht gerade eine von Jonathans Stärken«, hörte sie Herrn Judson Ann zuflüstern. »Seine Frau starb kurz nach seiner Ankunft in Birma. Das Junggesellenleben ist überhaupt nichts für ihn.«

Eine Birmanin servierte das Essen. Sie schielte andauernd und hielt alles ganz dicht vor die Augen, um es zu erkennen.

»Dies ist Mah-Noo, meine Haushälterin«, erklärte Dr. Price. »Sie hat eine Augenkrankheit – grauer Star. Ich hoffe, dass ich sie bald operieren kann.« Sein Stirnrunzeln vertiefte sich. »Aber ich war in letzter Zeit so abgelenkt, dass ich mich nicht um meine Patienten kümmern konnte. Ich kann das einfach nicht verstehen! Über Nacht hat sich alles verändert!«

»Was meinst du denn damit, Jonathan?«, fragte Herr Judson.

»Der König! Er weigert sich, mich zu sehen. Mich! Seinen Freund und Arzt.« Dr. Price schüttelte traurig den Kopf. »Überall redet man von Krieg und plötzlich wird allen Ausländern misstraut. Ich habe König Bagyidaw zu erklären versucht, dass ich Amerikaner bin und kein Engländer; dass ich sein treuer Untertan bin. Doch er tut, als wäre ich nicht da!«

Dr. Price schwieg niedergeschlagen. Dann schien ihm noch ein Gedanke zu kommen und er stieß her-

vor: »Ich weiß nicht, was das für den Aufbau einer zweiten Mission in Ava bedeutet. Du musst zum Palast gehen, Adoniram, und mit dem König zu sprechen versuchen.«

»Der König hat uns bereits ein kleines Stück Land am Fluss gegeben, damit wir ein Kyoung bauen können«, erinnerte ihn Herr Judson. Ein Kyoung war ein Haus, in dem religiöse Lehrer lebten.

»Aber wird er dich predigen lassen? Nimm Maung Ing nicht mit zum Palast. Ich glaube nicht, dass der König in der richtigen Stimmung ist, einen Birmanen zu sehen, der getaufter Christ ist.« Dr. Price versuchte fröhlich zu sein. »Nun, bis ihr das Kyoung baut, könnt ihr alle hier bleiben –«

Sie hatten das Mahl aus Reis, Gemüse und Tee beendet. Frau Judson beugte sich zu den Mädchen und sagte ruhig: »Mary und Abby, würdet ihr bitte Mah-Noo helfen gehen?«

Len-Lay dachte, dass Frau Judson merkwürdig aussah. Doch die Mädchen nahmen gehorsam die Schalen und halfen der fast blinden Haushälterin, die Töpfe zu schrubben und zu verwahren, während die drei Amerikaner redeten.

Plötzlich hörten die Mädchen einen dumpfen Schlag und Herr Judson rief: »Ann!« Len-Lay und Mah-Lo rannten in das Zimmer und sahen, dass Frau Judson vom Stuhl gefallen war. Herr Judson war neben ihr.

»Nichts – nichts passiert, Adoniram«, flüsterte Frau Judson, während sie sich aufzusetzen versuchte. »Es ist nur ein bisschen Fieber, das mich schwindelig gemacht hat.«

»Das ist die Feuchtigkeit der Ziegel«, meinte Herr Judson grimmig. »Jonathan, wir danken dir für deine Einladung. Doch ich denke, wir müssen auf dem Boot bleiben, bis wir das Missionshaus gebaut haben.«

\*\*\*

Es dauerte zwei Wochen, bis sie das Bambushaus – drei Räume und eine offene Veranda – auf dem kleinen Grundstück am Ufer gebaut hatten, das der König Herrn Judson auf seiner letzten Reise nach Ava geschenkt hatte. Sobald es fertig war, stellte Herr Judson zwei Arbeiter ein, die gleich daneben ein festeres Haus zu bauen beginnen sollten. Nur ein Ziegelhaus würde die stickige Hitze des Sommers abhalten. Doch sie wollten dafür sorgen, dass die Ziegel vor dem Einzug vollständig getrocknet waren.

Noch bevor sie das provisorische Haus gebaut hatten, ging Herr Judson zum Palast des Königs. Frau Judson hatte bereits begonnen, Len-Lay und Mah-Lo auf dem Bootsdeck Unterricht zu geben, doch alle drei hielten ständig nach Herrn Judson Ausschau.

Schließlich sahen sie den schwarzen Hut, der sich durch die Menge birmanischer Turbane hindurchwand. Als Herr Judson das Deck ihres »Hausbootes« betrat, bombardierten ihn Maung Ing und Frau Judson mit Fragen.

»Hast du König Bagyidaw gesehen?«

»Hat er mit dir gesprochen?«

»Unterstützt er die Mission?«

»Lässt er dich predigen?«

Herr Verzeihung wurde bei dem ganzen Wirbel aufgeregter und krächzte noch dazwischen.

Herr Judson schüttelte den Kopf und setzte sich auf eine Rolle Seil – ›schrecklich dicht neben Frau Schlange‹, dachte Len-Lay. »Er tat, als ob er mich nicht kennt, genau wie Dr. Price uns schon gewarnt hatte«, entgegnete er. »Ich verbeugte mich tief vor den ›Goldenen Füßen‹, doch es war, als wären sie aus Eis! Der Herrscher hat mich weder angeschaut, noch hat er mit mir gesprochen.«

Maung Ing sah besorgt aus. »Das ist nicht gut, Bruder. Wenn der König den fremden Lehrer in seiner Gegenwart ignoriert, wird er dir sicher auch nicht



erlauben, in Ava zu predigen! Und was wird er tun, wenn er herausfindet, dass Maung Ing Buddha verlassen hat, um Jesus zu folgen?« Der Fischer sah ängstlich aus.

»Wir müssen Gott vertrauen«, erwiderte Frau Judson schnell. »Gott hat uns – uns alle – zu einem bestimmten Zweck nach Ava gebracht. Wir müssen es einfach noch einmal versuchen.«

Noch zweimal ging Herr Judson zum Königshof, um mit dem Herrscher zu sprechen; noch zweimal erhielt er einen eisigen Empfang. Doch als das Bambushaus auf Pfählen fertig war und die Judsons, Len-Lay und Mah-Lo, Koo-Chill, Maung Ing und Herr Verzeihung eingezogen waren, hatte Herr Judson eine Idee. »Morgen werde ich Herrn Rodgers besuchen.«

Herr Rodgers, so erklärte Adoniram Judson, war ein Engländer, der schon vor vielen Jahren birmanischer Staatsbürger geworden war. Er hatte eine Beamtenstelle an König Bagyidaws Hof, wie auch schon bei dem vorigen König. »Vielleicht legt Rodgers ein gutes Wort für uns ein.«

Herr Judson schenkte Len-Lay und Mah-Lo ein Lächeln. »Wir werden alle gehen – die ganze Familie. Vielleicht haben diese jungen Damen Erfolg, wo wir alten Amerikaner versagt haben!«

\*\*\*

Herrn Rodgers Haus war geräumig und reich verziert – völlig anders als das kleine Missionshaus aus Bambus. Ein Dienstbote lud Herrn und Frau Judson und die beiden Mädchen in ein Wohnzimmer, wo sie auf Herrn Rodgers warteten.



Bald kam ein Mann mittleren Alters auf sie zu. Er trug eine lange, gesteppte birmanische Tunika, die weiten Patso-Hosen und Sandalen. Sein grauer Bart hing ihm wie bei einer Ziege in einem langen Büschel vom Kinn. Ein stirnrunzelnder birmanischer Junge begleitete ihn.

Als der Mann vor ihnen stehenblieb, bemerkten die Mädchen, dass er tiefblaue Augen hatte!

»Was wollen Sie?«, knurrte der Mann. Er sprach birmanisch, aber mit einem starken englischen Akzent.

Herr Judson machte eine höfliche Verbeugung. »Ich freue mich, zu sehen, dass es Ihnen so gut geht, Herr Rodgers«, begann er. »Meine Familie und ich sind gerade in der wunderschönen Stadt Ava angekommen –«

»Unsinn«, brummte Herr Rodgers. »Mir geht es nicht gut. Es ist miserabel hier in Ava. Kommen wir zur Sache.« Er wurde etwas freundlicher, als er sich zu Frau Judson umdrehte. »Bitte setzen Sie sich. Das ist mein Sohn Myat«, sagte er, während er auf den Jungen deutete. »Myat, bitte führe die jungen Damen in den Garten.«

Mah-Lo ergriff Len-Lays Hand, als sie dem älteren Jungen durch das Haus in einen wunderschönen Garten folgten, in dem Lotusbüsche, Palmen und Mangobäume blühten.

»Mein Name ist Myat Rodgers«, sagte der Junge, immer noch mit einem Stirnrunzeln. Er war etwa dreizehn, ein Jahr älter als Len-Lay. »Lebt ihr bei den ausländischen Missionaren?«

Len-Lay nickte und versuchte, nicht dabei zu lächeln. Sie wusste, dass hinter dem Stirnrunzeln ein neugier-

riger Bursche steckte. »Unsere Mutter ist ... krank und unser Vater möchte, dass wir lesen lernen. Frau Judson eröffnet eine Schule für Mädchen. Also sind wir zu ihnen gekommen.«

»Die Judsons leben jetzt in Birma, also warum haben sie dann noch diese komischen Kleider an?«, wollte er wissen. Ohne auf eine Antwort zu warten, sagte er stolz: »Mein Vater ist Birmane. Mein Vater war Engländer, doch er ist birmanischer Staatsbürger geworden. Er kann mit Ausländern, die die birmanische Lebensweise nicht annehmen, nichts anfangen – und ich auch nicht.«

Mah-Lo hüpfte davon, weil sie einen bunten Schmetterling fangen wollte. Nun war Len-Lay neugierig.

»Warst du jemals in der Gegenwart des Goldenen?«

»Des Königs? Aber sicher!« sagte Myat. »Wir kennen die ganze königliche Familie – sogar Prinz Meng-Myat-Bo, den Bruder des Königs, und die Prinzessin von Sarawaddy. Bloß ...« Das Stirnrunzeln kehrte wieder.

»Was ist los?«

Myat schien mit sich zu ringen, ob er nochmehr sagen sollte. Schließlich stieß er hervor: »Die dummen Engländer werden alles ruinieren!«

»Du meinst, wenn es Krieg gibt?«

»Ja! König Bagyidaw möchte Bengalen überfallen, doch die Engländer sind dort zuerst hingekommen. Jeder Engländer ist plötzlich am Hof in Ungnade gefallen. Doch das ist nicht fair! Mein Vater war ein treuer birmanischer Untertan, nicht wie ... wie eure amerikanischen Missionare, die Judsons!« Myat funkelte Len-Lay an.

»Was meinst du damit?«, fragte Len-Lay abwehrend. Der Schmetterling war über der Gartenmauer verschwunden und Mah-Lo nahm wieder die Hand ihrer älteren Schwester.

»Warum sind die Judsons ausgerechnet jetzt nach Ava gekommen?«, sagte Myat trotzig. »Vielleicht sind sie Spione für die Engländer. Sie geben vielleicht vor, amerikanische Missionare zu sein, aber wie verdienen sie ihr Geld? Hast du sie irgendetwas arbeiten sehen?«

»Ich – ich ...«, stotterte Len-Lay. Ihr Vater war Stoffverkäufer, Maung Ing war Fischer, Koo-Chill war Koch. Herr Judson war zwar immer geschäftig – doch was machte er eigentlich, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen?

Myat lächelte triumphierend. »Er wird wahrscheinlich von der britischen Armee dafür bezahlt, dass er sie mit nützlichen Informationen versorgt.«

»Was sagt Myat da, Mary?«, wollte Mah-Lo wissen, die die Spannung zwischen den beiden fühlte.

»Mary? Ist das dein Name?«, fragte Myat. »Wie ist denn deiner?« Er deutete auf Mah-Lo.

»Frau Judson nennt mich Abby«, erwiderte Mah-Lo. »Sie sagt, wir erinnern sie an ihre Schwestern in Amerika.«

»Ausländische Namen!«, schnaubte Myat verächtlich. »Wie sind denn eure wirklichen Namen?«

»Mah-Lo.« Mah-Lo hob trotzig ihr Kinn.

»Len-Lay«, antwortete das ältere Mädchen stirnrunzelnd. Sie mochte diesen arroganten, streitsüchtigen Jungen nicht. Er war nur Halb-Birmane, und doch tat

er so, als ob sie die Ausländerin wäre, nur weil sie und Mah-Lo bei den Judsons lebten.

Myat senkte die Stimme und beugte sich näher zu den Mädchen. »Ihr erinnert euch besser an eure birmanischen Namen«, sagte er ernst. »Denn wenn Herr Judson als Spion angeklagt wird, werden zwei birmanische Mädchen mit englischen Namen vielleicht auch ins Gefängnis geworfen, weil sie Feinden geholfen haben!«

# Das Menschenpferd

Mary und Abby!«, rief Frau Judson vom Haus aus. »Wir gehen!«

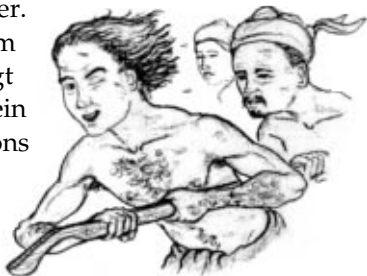
Len-Lay und Mah-Lo kamen angerannt. Myat Rodgers folgte ihnen.

»Nein, ich kann Ihnen nicht helfen«, sagte Herr Rodgers gerade schroff. »Wie ich Ihnen gesagt habe, bin ich selbst nicht mehr willkommen am königlichen Hof. Doch selbst wenn ich es wäre, wir brauchen keine ausländischen Missionare hier, die die Birmanen von ihrem Lebensstil abzubringen versuchen. Das ist mein Rat, Judson: Verlassen Sie Birma. Nehmen Sie Ihre Familie und gehen Sie weg, solange Sie noch können.«

»Warum gehen Sie nicht weg von hier, Rodgers?«, fragte Herr Judson und setzte seinen schwarzen Hut auf.

Die Augen des Engländers verengten sich. »Ich bin schon seit vierzig Jahren birmanischer Staatsbürger; meine Frau und mein Sohn sind Birmanen. Das ist mein Zuhause – trotz der groben Behandlung durch den König in den letzten paar Wochen.« Herrn Rodgers' Worte klangen bitter.

Er drehte sich brüsk um und ging davon, gefolgt von Myat. Zurück blieb ein Diensthote, der die Judsons hinausbegleitete.



Die Straße hatte sich mit Leuten jeden Alters gefüllt, die einander schoben und durcheinander redeten. »Herr Rodgers ist kein sehr angenehmer Mensch«, meinte Ann Judson zu ihrem Mann, während sie sich durch die Menge drängten. Sie musste schreien, um gehört zu werden.

Herr Judson nickte grimmig. »Er ist ein enttäuschter Mensch – genau wie Dr. Price, doch er hat noch mehr Grund dazu! Nach vierzig Jahren Dienst in der birmanischen Regierung ist er jetzt ausgeschlossen, weil er Engländer ist. Ich glaube nicht ... Was in aller Welt ist denn hier los?«

Der Lärm auf der Straße wurde immer größer. Len-Lay hielt Mah-Los Hand sehr fest, während sie versuchte, Herrn Judsons schwarzen Anzug und Frau Judsons breitkrepfigen Hut nicht aus den Augen zu verlieren. Sie hörten Musik, die näher kam. Plötzlich kam eine Gruppe von muskulösen Akrobaten um die Ecke, die zu den anfeuernden Rufen der Menge Saltos auf der staubigen Straße schlugen.

Die Judsons nahmen die Mädchen an der Hand, zogen sie in die Tür einer kleinen Pagode und ließen die Akrobaten passieren. Bald marschierte eine »Musikband« herbei, die Flöten spielten und trommelten, gefolgt von Tänzerinnen in bunten Seidengewändern.

Plötzlich fiel es Len-Lay ein. Die »Wintermonate« mit ihren milden Temperaturen waren bald vorbei; die heißen Sommermonate standen vor der Tür. Sie zog Frau Judson aufgeregt am Ärmel.

»Es ist Tabaung – das größte Fest des Jahres!«, rief Len-Lay ihr ins Ohr. »Es findet immer vor Neujahrsbeginn statt.«

Frau Judson blickte einen Moment verwirrt drein. »Neujahr? Oh, natürlich! Das habe ich ganz vergessen!«, meinte sie. »März ist der letzte Monat des Jahres in Birma.«

Danach kamen mehrere Boxer, die mit einem Lendenschurz bekleidet waren und wild in die Luft schlugen. Ein Ausrufer lief neben ihnen her und verkündete ein Boxmatch, das später im Laufe des Tages stattfinden sollte. Den Boxern folgte eine große Gruppe buddhistischer Priester in gelben Gewändern, die Weihrauchgefäße schwenkten und im Chor sangen.

Len-Lay hörte, wie Herr Judson sagte: »Ann, dieses heidnische Festival ist nicht der Ort für einen Christen. Lass uns –«

Da wurde die Menge erwartungsvoll still und stiller. Schreie wie »Hier kommen sie!« erklangen aus Hunderten von Kehlen. Riesige weiße Elefanten kamen ins Blickfeld; sie waren reich mit Blumengirlanden, Quasten und feinbestickten Teppichen geschmückt.

»Weiße Elefanten!«, rief Len-Lay. Es gab nur eine Person in ganz Birma, die weiße Elefanten hatte: der König. Aber wo war er?

Mah-Lo hüpfte hin und her, um etwas zu sehen. Herr Judson hob sie auf, weil er selbst neugierig war.

Hinter den Elefanten schienen zehn Trompeter zu posaunen: »Macht Platz! Macht Platz! Der König! Der König!« Und dann erblickte Len-Lay etwas sehr Merkwürdiges: Ein prächtiger, vergoldeter Wagen erschien, doch anstatt von Pferden gezogen zu werden, wurde er auf Stangen von sechs jungen Männern getragen.

Fünf von den Wagenträgern waren Birmanen, was man an den auffallenden Turbanen erkennen konnte, die ein Zeichen für Würdenträger waren. Doch ganz vorne lief ein hübscher Engländer. Als der Wagen näher kam, blickte der junge Ausländer zu den Judsons auf, die auf der Schwelle der Pagode standen; sein Blick traf auf Len-Lay – und was tat er? Er blinzelte ihr zu!

Len-Lay war so überrascht, dass sie fast vergessen hätte, auf den König im Wagen zu achten. Alle Leute um sie herum machten eine tiefe Verbeugung, als der König vorbeikam. Sogar die Judsons senkten ihren Kopf respektvoll. Len-Lay konnte nur einen hastigen Blick auf den jungenhaften König werfen – seinen Kopf hielt er hoch –, bevor auch sie sich tief verbeugte. Und schon war der Wagen verschwunden.

Auf dem ganzen Nachhauseweg plapperten die Kinder über das Schauspiel, das sie gesehen hatten. Sie hatten noch nie etwas Derartiges in Rangun gesehen.

»Der König scheint nicht sehr alt zu sein«, meinte Mah-Lo.

»Er ist erst etwa dreißig«, bestätigte Herr Judson.  
»Das erste Mal, als ich nach Ava kam, vor fünf Jahren, war er nach dem Tod seines Vaters gerade zum König ernannt worden – und er spielte gerade Bockspringen im Königshof!«

»Nein! Das ist nicht dein Ernst!« Frau Judson brach in Lachen aus.

»Der König ist außerdem sehr klein – nicht größer als Len-Lay hier. Habt ihr seine fliehende Stirn bemerkt? Das ist ein Familienmerkmal – eine Missbildung der



Knochen. Sein Bruder, Prinz Meng-Myat-Bo, ist leider verkrüppelt, doch der König ist nur krummbeinig.«

Der Herr der weißen Elefanten krummbeinig? dachte Len-Lay. Irgendwie wurde damit ihre Vorstellung von dem, wie ein König aussehen sollte, verkehrt. »Was ist mit dem Ausländer?«, fragte sie neugierig. »Der, der den Königswagen trägt? Ist der ein Sklave des Königs?«

Herr Judson zuckte die Schultern. »Ich dachte, ich kenne alle Engländer in Birma – es gibt ja nicht viele. Aber diesen jungen Mann habe ich vorher noch nie gesehen!«

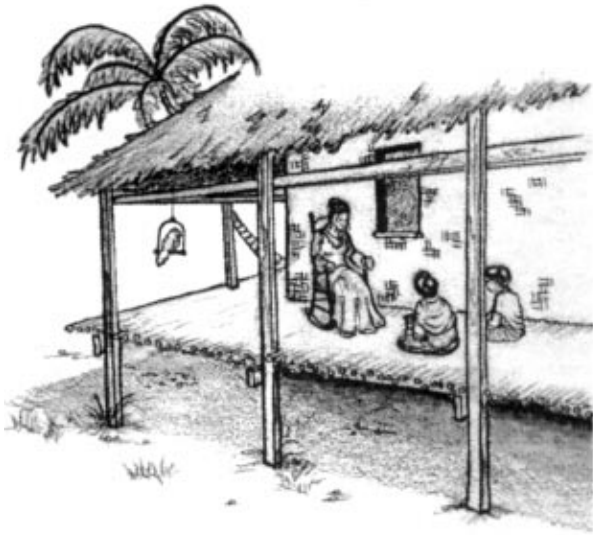
\*\*\*

Noch am selben Nachmittag begann Ann Judson mit ihrer Mädchenschule. Sie saß mit Len-Lay und Mah-Lo auf der Veranda des Missionshauses und half den zwei Mädchen, die Buchstaben des birmanischen Alphabets zu zeichnen. Herr Verzeihung in seinem Käfig, der vom Dach herabhing, putzte ausdauernd seine Federn.

Als Len-Lay die gespitzte Gänsefeder in das Tintenfasschen tauchte, erinnerte sie sich plötzlich an das Tintenfasschen, das ihr Vater an dem Tag umgestoßen hatte, als ihre Mutter zurückkam. Die Erinnerung an ihren Vater war ganz klar und deutlich – er hatte gerade einen Brief geschrieben.

Das schmerzliche Gefühl von Heimweh überschwemmte sie.

Len-Lay machte mit dem Zeichnen des Alphabets weiter. Nun lernte sie schreiben, genau wie ihr Vater!



Wenn sie fleißig lernte, könnte sie ihm vielleicht schon bald einen Brief schreiben!

Eine Menge neugieriger Erwachsener und Kinder stand vor dem Hof des Missionshauses und beobachtete den Unterricht. Frau Judson ging die Treppen hinunter und erklärte den Zuschauern, dass sie eine Schule eröffnete und dass sie gerne den Mädchen Lesen und Schreiben beibringen würde.

Ein paar Erwachsene spotteten: »Jungen lernen schreiben und lesen, nicht Mädchen!« Doch Frau Judson lächelte nur und meinte, sie sollten es sich überlegen.

Das Papier und die Tinte wurden verwahrt, und die Mädchen halfen Koo-Chill dabei, das Abendessen auf die niedrigen Tische zu stellen, als sie ein fröh-

liches »Hallo! Jemand zu Hause?« vom Hof her vernahmen.

»Hallo! Jemand zu Hause?«, wiederholte Herr Verzeihung.

Lachend rannten Len-Lay und Mah-Lo zur offenen Tür. Es war der Engländer, das »Menschenpferd« des Königs.

Aber nun trug er birmanische Reitkleidung und hielt die Zügel eines wundervollen schwarzen Pferdes in der Hand, das vor dem Bambuszaun stand. Als er die Mädchen in der Tür sah, sagte er: »Ah, die jungen Damen!«, und grinsend winkte er ihnen zu. »Darf ich mich vorstellen? Mein Name ist Henry Gouger.« Und er neigte seinen Oberkörper.

Frau Judson erschien und lud den Fremden freundlich ein, mit ihnen zu Abend zu essen. Koo-Chill murmelte etwas von »uneingeladenen Gästen« vor sich hin, doch das hörte auf, als der junge Mann die köstliche Fischsuppe des Kochs laut lobte.

Henry Gouger war vor einem Jahr mit seinem eigenen Handelsschiff nach Ava gekommen, sagte er, weil er hoffte, dass er durch den Handel mit den Birmanen ein Vermögen verdienen würde. Er hatte bereits mit allen englischen Waren Handel getrieben – mit Spitze, Tee, gewebtem Stoff, Sätteln, Porzellan-geschirr, Eisenwerkzeugen, Töpfen und Pfannen – im Tausch für Gold, Silber und Juwelen. Er war ein ausgesprochen reicher Mann.

»Und ich bin erst fünfundzwanzig!«, lachte er. Dann zuckte er mit den Schultern. »Aber die Birmanen haben das dumme Gesetz, dass kein Gold und keine

Juwelen außer Landes gebracht werden dürfen. So sitze ich nun hier – ein reicher Mann, doch ich kann es nicht mit nach Hause nach England nehmen, um mich daran zu freuen!«

Len-Lays Neugierde wuchs. »Aber warum haben Sie den Wagen des Königs getragen? Hat er Sie zu seinem Sklaven gemacht?«

Gouger warf seinen Kopf zurück und lachte lauthals. »Oh, nein, ganz im Gegenteil. Den Wagen des Königs tragen zu dürfen ist eine Ehre. So zeigt er seine Wertschätzung für all die langen Diskussionen, die wir über Astronomie und Kartenzeichnen geführt haben. Und offen gesagt, mir macht es Spaß, für den König das Pferd zu spielen. Nur ...« Das verschmitzte Zwinkern seiner grauen Augen verschwand plötzlich.

»Man hat Ihnen nur eben gesagt, dass Sie am Königspalast nicht länger willkommen sind«, beendete Herr Judson den Satz grimmig.

Gouger seufzte tief. »Wie haben Sie das erraten? Ich hatte mich schon gefragt, wann es dazu kommen würde. Ich habe gesehen, wie er dem alten Rodgers die kalte Schulter gezeigt hat, und ich wusste, dass es nur eine Sache der Zeit ist. Gestern nach dem Fest kam ein Laufbote mit der Nachricht, dass die englischen Truppen General Bandula von der bengalischen Grenze zurückgedrängt haben. Ich wurde sofort vom Hof verbannt.«

Gouger, Maung Ing, die Judsons und sogar Koo-Chill redeten noch lange an diesem Abend über die Möglichkeit eines Krieges zwischen Birma und den Engländern. »Die Engländer wollen keinen Krieg!«,

rief Gouger aus. »Doch König Bagyidaw hält ihr Zögern für ein Zeichen von Schwäche. So unternimmt er mehr und mehr Vorstöße ... ich fürchte, er wird das noch einmal bereuen.«

Gelangweilt von dem Kriegsgerede räumten Len-Lay und Mah-Lo den Tisch ab, wuschen Koo-Chills Töpfe ab und gingen dann hinaus auf die Terrasse, um mit Herrn Verzeihung zu spielen.

Später, als Gouger Abschied nahm, sagte Adoniram Judson: »Wir haben deine Gesellschaft sehr genossen, Henry. Bitte komm wieder. Wir würden uns besonders freuen, wenn du am Sonntag zu unserem Gottesdienst kämst – wir haben uns bisher am Fluss im Haus von Dr. Price versammelt.«

Gouger grinste und zuckte die Achseln. »Dr. Price, eh? Ein wichtigtuerischer Dummkopf, dieser Mann. Ich persönlich bin nicht gerade ein Mann der Kirche. Aber, weil ihr mich nun eingeladen habt ... ja, ich werde kommen.«

\*\*\*

Henry Gouger wurde häufiger Gast im Missionshaus. Besonders Henry und Adoniram verstanden sich glänzend. Judson schätzte Gougers Wissen und Kenntnisse, und die beiden Männer diskutierten stundenlang über Wissenschaft, Geografie und Philosophie. Was Gouger anging, so waren die Judsons für ihn die Familie, die ihm fehlte. Frau Judsons weiblicher Charme entzückte ihn, und er neckte die beiden Mädchen ununterbrochen.

Und zu Maung Ings großer Freude stand Gouger auf der Veranda und redete sogar höflich mit Herrn Verzeihung.

Doch zwischen Judson und Gouger gab es auch Meinungsverschiedenheiten. Herr Judson schimpfte über einige zweifelhafte Geschäfte seines jungen Freundes und Gouger machte häufig skeptische Bemerkungen über »die heuchlerische Religion«. Doch wie der junge Engländer versprochen hatte, nahm er sonntags an den Gottesdiensten bei Dr. Price teil. Manchmal drängten sich auch acht oder zehn neugierige Birmanen während des Gottesdienstes ins Haus.

Unter der Woche lernten Len-Lay und Mah-Lo täglich mit Frau Judson. Sobald sie das birmanische Alphabet gelernt hatten, begann Frau Judson mit dem Leseunterricht.

»Denn ... so ... hat ... Gott ... die ... Welt ... geliebt ...« Len-Lay las jedes Wort einzeln auf dem Blatt Papier, das Frau Judson ihr gegeben hatte. Sie blickte auf. »Was ist das für ein Text?«

»Das ist ein Text aus der Bibel, unserer Heiligen Schrift«, erklärte Frau Judson lächelnd.

»Aber er ist auf Birmanisch geschrieben!«, wunderte sich Len-Lay.

»Ja, und zwar deshalb, weil Herr Judson die Bibel aus dem Englischen ins Birmanische übersetzt. Dein Vater hat einige christliche Schriften in seiner eigenen Sprache gelesen und deshalb hat er sich entschlossen, ein Nachfolger Jesu zu werden.«

Die Worte und Gedanken waren sehr seltsam, dachte Len-Lay. Warum hat Gott seinen eigenen Sohn geopfert – nur, damit die Menschen ewig leben konnten? Doch wenn ihr Vater wollte, dass sie diese Worte verstand, dann würde sie fleißig weiterlernen, um lesen zu lernen.

Es gab nun ein drittes Mädchen in der Schule. Die Ehefrau eines der königlichen Hofbeamten hatte von Ann Judsons Mädchenschule gehört. Eines Tages tauchte die Mutter mit ihrer Tochter in einem Palanquin auf – das ist ein Stuhl, der durch Stangen von zwei Dienern getragen wird. »Lehre sie lesen«, befahl sie, bevor sie mit einer großartigen Geste davonrauschte.

Len-Lay und Mah-Lo freuten sich über die Freundin. Neben Lesen und Schreiben unterrichtete Frau Judson die Mädchen auch im Nähen, Kochen und in der Hauswirtschaft. Als es Mai wurde, machte die feuchte Hitze Frau Judson manchmal krank, doch sie führte den Unterricht vom Bett aus fort.

Eines Tages, während des Unterrichts, fragte Herr Judson seine Frau, ob er die Mädchen für eine Besorgung haben könnte. »Mary und Abby«, sagte er ernst, »bitte bringt diese Nachricht zu Henry Gouger. Er wird euch dafür Geld geben. Doch passt auf, dass ihr das Geld nicht verliert – das ist alles, was wir für den nächsten Monat zum Leben haben.«

Indem er sich an seine Frau wandte, sagte er ruhig: »Ich würde ja selbst gehen, doch Maung Ing hat gerade eine Nachricht von Dr. Price gebracht – ein medizinischer Notfall hat ihn sehr aufgeregt. Price ist jetzt auf dem Weg hierher, um mit mir zu sprechen.«

Die Mädchen hüpfen fröhlich zu Henry Gougers Haus. Sie hatten ihren englischen Freund schon mehrere Tage nicht gesehen, und er brachte sie immer zum Lachen.

Auch heute war keine Ausnahme. »Prinzessin Mary! Prinzessin Abby!«, rief Gouger aus, indem er sich vor ihnen so tief verbeugte, als seien sie Königinnen. »Ihr

ehrt mich durch euren Besuch. Ich denke, für diese Gelegenheit müssen wir ... die Pfefferminzbonbons herausholen!«

Während die Mädchen ihre englischen Pfefferminzbonbons lutschten, überreichte Len-Lay die Nachricht von Herrn Judson.

»Hmmm. Ein weiterer Scheck, der eingelöst werden soll. In Ordnung.« Henry Gouger verschwand im Haus und kam bald mit einem Sack birmanischer Silbermünzen zurück. »Versteck das in deinem Rock«, meinte er zu Len-Lay, »und geht direkt nach Hause.« Als die Mädchen sich ihren Weg durch die volle und schmutzige Straße nach Hause bahnten, erblickten sie eine vertraute Gestalt am Ende des Weges, die sie beobachtete. Es war Myat Rodgers. Spionierte er ihnen nach? Er stand mitten im Weg, so dass die Mädchen gezwungen waren, anzuhalten.

»Was habt ihr im Haus des englischen Händlers gemacht?«, wollte er wissen.

Das geht dich gar nichts an, dachte Len-Lay. Doch Mah-Lo erwiderte: »Herr Gouger hat uns Geld gegeben, das wir Herrn Judson geben sollen.« Len-Lay starrte ihre Schwester an.

Myat warf den Mädchen einen seltsamen Blick zu. Dann sagte er: »Ich dachte, ihr solltet wissen, dass eure amerikanischen Missionare nicht das sind, was sie vorgeben. Jetzt habe ich den Beweis!« Er machte eine Pause, damit sie begreifen konnten, was er gesagt hatte; dann beugte er sich zu den Mädchen vor, als ob er ihnen ein Geheimnis verraten wollte.

»Der andere Amerikaner, Dr. Price, arbeitet doch mit Herrn Judson zusammen, oder nicht?«



Len-Lay wollte überhaupt nichts sagen, doch schließlich antwortete sie: »Ja.«

Myat lächelte selbstgefällig. »Ich habe gerade gehört, dass der ›Doktor‹ eine Frau mit grauem Star zu operieren versucht hat – und nun ist sie blind wie ein Maulwurf!«

Len-Lay öffnete den Mund vor Erstaunen. Wer konnte das sein? Doch nicht Mah-Noo, die arme Haushälterin! Dann hob Len-Lay ihren Kopf und blickte Myat direkt an. »Das glaube ich nicht«, antwortete sie.

Myat lachte. »Egal, ob du es glaubst oder nicht – es ist wahr. Judsons amerikanischer Freund tut nur so, als ob er ein Doktor wäre. Jetzt wird es jeder erfahren, dass er ein Betrüger ist.«

Len-Lay nahm Mah-Lo bei der Hand und zog sie mit, während sie die Straße entlangrannte.

»Ich habe euch doch gesagt, dass die Engländer Herrn Judson bezahlen!«, rief Myat hinter ihnen her.



## Gefleckte Gesichter an der Tür

Die Mädchen rannten den ganzen Weg bis nach Hause, bis sie atemlos vor der Tür des Missionshauses standen. Dr. Price war bereits dort – mit Mah-Noo, seiner Haushälterin.

»Ich soll dich trauen!«, sagte Herr Judson gerade. »Bist du etwa verrückt geworden, Jonathan? Ich kann dich nicht mit dieser – dieser Birmanin verheiraten. Deine guten Absichten sind dumm! Du bist amerikanischer Staatsbürger! Du bist erst zwei Jahre in Birma; Gott allein weiß, wie lange du hier bleibst. Du kannst doch nicht –«

»Adoniram!«, unterbrach ihn Dr. Price. Er schob Mah-Noo sanft nach vorn. »Schau sie dir an! Sie ist völlig blind und das ist meine Schuld. Wenn ich sie

heirate, kann ich mich um sie kümmern – um meinen tragischen Fehler gutzumachen.«

Len-Lay fühlte, wie ihr der Atem stockte. Es stimmte also! Dr. Price hatte Mah-Noo operiert – und die Operation war schief gegangen.

»Oh, Jonathan«, meldete sich nun Ann Judson zu Wort, indem sie sich neben die Haushälterin stellte und zärtlich den



Arm um sie legte. »Es ist immer ein Risiko, grauen Star zu operieren. Du hast dein Bestes gegeben. Aber Mitleid ist keine gute Grundlage für eine Ehe.«

»Wir werden füreinander sorgen. Das ist der einzige Weg«, erwiderte er.

Herr Judson schüttelte den Kopf. »Ich kann das nicht tun, Bruder Jonathan. Mah-Noo ist nicht einmal gläubig.«

»Noch nicht«, meinte der Arzt stur. »Doch sie denkt darüber nach, was ich ihr von Jesus Christus erzählt habe. Ich bin zuversichtlich, dass sie sich taufen lassen wird.« Dr. Price holte tief Luft. »Bruder Adoniram, ich bitte dich darum, eine Trauung zu vollziehen. Das amerikanische Gesetz und die Natur jedoch sehen auch Fälle vor, in denen ein Priester nicht gefunden werden kann: Ich kann Mah-Noo nach dem Gewohnheitsrecht zu meiner Ehefrau machen!«

In der darauffolgenden verblüffenden Stille holte Len-Lay den Beutel mit den silbernen Geldstücken aus ihrem Rock hervor, legte ihn auf den Tisch, drehte sich um und verließ das Haus. Ihre Gedanken und Gefühle kämpften heftig miteinander, als sie die Veranda hinunterkletterte und in eine Ecke des Gartens zu dem Akazienbaum rannte, den Ann Judson vor kurzem gepflanzt hatte. Sie setzte sich unter den Baum und umschlang ihre Knie.

Vielleicht hatte Myat doch recht. Vielleicht war Dr. Price gar kein echter Doktor. Doch selbst wenn er kein Arzt war, hieß das noch lange nicht, dass er ein Spion war. Doch warum tat er dann so als ob? Oder vielleicht war er einfach nur kein besonders guter

Arzt, meinte sie zu sich selbst. Und was war mit den Judsons? Sie sind gute Menschen. Aber ... warum bezahlt Gouger ihnen Geld? Herr Judson arbeitet doch nicht für den jungen Engländer – also warum sollte er ihm Geld geben? Es sei denn –

»Len-Lay?«, flüsterte Mah-Lo, als sie sich neben ihre Schwester unter die Akazie setzte. »Hat Myat doch recht? Sind die Judsons und Dr. Price Spione für die Engländer?«

Len-Lay schüttelte den Kopf. »Ich – ich weiß es nicht. Ich glaube aber nicht.«

»Aber was, wenn sie doch welche sind?«, beharrte Mah-Lo. »Oh, Len-Lay! Ich habe Angst! Was passiert, wenn der König erfährt, dass Dr. Price die Haushälterin blind gemacht hat? Wird er dann böse? Wird er alle Amerikaner ins Gefängnis werfen? Was wird dann aus uns? Wir hätten nie von Vater weggehen sollen!«

\*\*\*

Herr Judson stimmte schließlich zu, die Trauung von Dr. Price und Mah-Noo vorzunehmen.

Ann Judson half Mah-Noo, ihr Haar für die Feier zu schmücken. Sie band einen Kranz mit weißen und rosa Blumen, den sie auf das volle, schwarze, oben auf dem Kopf zusammengenommene Haar legte. Len-Lay dachte, dass das schlichte Gesicht der Haushälterin mit seinen leeren, blinden Augen beinahe hübsch aussah, als sie Dr. Prices Hand nahm und ruhig auf birmanisch sagte: »Ja, ich will.«

Die kleine Gruppe von Ausländern – Adoniram und Ann Judson sowie Henry Gouger – traf sich weiter-

hin jeden Sonntag mit Maung Ing, Len-Lay und Mah-Lo im Haus von Jonathan und Mah-Noo Price zu einem christlichen Gottesdienst. Als sich die Gerüchte von Krieg in der Stadt mehrten, kamen nach und nach die anderen neugierigen Birmanen nicht mehr.

Was Herrn Rodgers betraf, so versuchte er, seine Position am Königshof zurückzugewinnen, und er weigerte sich, mit irgendwelchen anderen Ausländern in Ava Kontakt zu haben, seien es Engländer oder Amerikaner.

An einem Sonntag Ende Mai hatte die kleine Gruppe von Gläubigen gerade das Vaterunser auf birmanisch beendet, als Koo-Chill, der normalerweise nicht am Gottesdienst teilnahm, in das Ziegelhäuschen am Fluss gestürmt kam.

»Herr Joodthan!«, keuchte der bengalische Koch. »Ich habe es gerade gehört! Die Engländer haben Rangun angegriffen und erobert! Viele Birmanen sind aus der Stadt geflohen.«

»Rangun!«, riefen alle. Die Stadt Rangun, die an der Südspitze Birmas lag, war das Tor zum übrigen Land. Wenn sie gefallen war, war es nur noch eine Frage der Zeit, bis die Engländer den Irrawaddy-Fluss nach Ava hinaufsegeln würden.

Len-Lay und Mah-Lo blickten einander mit angstvollen Augen an. Was war mit ihrem Vater geschehen? Ging es Maung Schway-Bay gut?

Der stämmige Koch konnte endlich wieder Luft holen. »General Bandula und seine Truppen kampieren immer noch entlang der bengalischen Grenze. Das Gerede in den Straßen lautet, dass General Kyi

Wungyi und General Thonby Wungyi mehr Truppen sammeln, um den Irrawaddy hinunterzufahren und Rangun zurückzuerobern. Alle sagen, dass es viele weiße Gefangene geben wird!«

Henry Gouger schüttelte den Kopf. »Ha! Die armen Generäle Wungyi. Sie haben keine Ahnung, mit wem sie es zu tun haben.«

Herr Judson runzelte die Stirn. »Henry«, meinte er nachdenklich, »da bist du als Engländer in einer schlimmen Lage. Du hast ein finanzielles Interesse an Birma und wirst ganz bestimmt als Spion verdächtigt. Wir Missionare jedoch sind nicht der Geschäfte oder des Handels wegen hier; oder noch wichtiger, wir sind Amerikaner. Unsere Hauptsicherheit ist es, wenn wir unsere amerikanische Staatsangehörigkeit klar erkennen lassen.«

Dr. Price merkte, worauf Judson hinaus wollte. »Wenn du gefasst wirst, Henry, können wir dir vielleicht von außen helfen. Aber wenn wir zusammen gesehen werden, werden wir vielleicht alle gefangen!«

Judson nickte. »Es tut mir sehr leid, dass ich das sagen muss, Henry. Aber du darfst uns nicht mehr besuchen kommen – und zwar so lange nicht, bis diese Krise vorüber ist. Bitte versteh das, lieber Freund.«

Henry Gouger ging zur offenen Tür und schaute durch die sich im Wind wiegenden Palmen nach draußen. Die Sonne ging gerade über dem Irrawaddy unter und tauchte die Spitzen und Türme von Avas Palästen und Tempeln in Feuer. »Natürlich. Ihr habt Recht. Das ist keine gute Zeit, sich mit einem Engländer sehen zu lassen.«

Der junge Mann zwang sich zu einem Lächeln, drehte sich um und blies Len-Lay und Mah-Lo einen Kuss zu. »Auf Wiedersehen, Prinzessin Mary. Auf Wiedersehen, Prinzessin Abby. Vergesst euren alten Freund nicht!« Und damit war er verschwunden.

»Glaubst du wirklich –?«, fragte Frau Judson traurig.

»Ja«, erwiderte ihr Ehemann. »Ich weiß, dass das unfreundlich scheint. Aber Henry weiß, dass ich Recht habe; wir dürfen nicht zusammen gesehen werden, bis die Situation sich entschärft hat. Nun ... kommt, wir beten.«

Nach dieser Nachricht aus Rangun versuchte der kleine Missionshaushalt weiterzuleben wie gewöhnlich – außer, dass die Tochter des königlichen Hofbeamten nicht mehr zu Frau Judsons Unterricht kam. Die Arbeiter bauten weiter an dem Ziegelhäuschen neben dem Bambuskyuong. Herr Judson führte stundenlange Gespräche mit Maung Ing und schrieb. Manchmal ging Maung Ing fischen, um Koo-Chills Töpfe zu füllen, und Koo-Chill ging jeden Tag zum Markt, um frische Lebensmittel zu kaufen und die neuesten Kriegsnachrichten zu hören.

Schon ein paar Tage später brachte der Koch Neuigkeiten. »Die Männer des Königs haben Henry Gouger und Herrn Rodgers festgenommen!«, berichtete er. »Herr Gouger hatte eine Zeitung aus Indien zu Hause, in der stand, dass die englische Regierung vielleicht eine bewaffnete Flotte nach Rangun schicken wird. Er wurde verhaftet, weil er das nicht dem König mitgeteilt hat.«

Doch bevor die Missionare irgendetwas tun konnten, um dem Engländer zu helfen, wurden Herr Judson

und Dr. Price selbst vor einen örtlichen Richter geladen, dem sie verschiedene Fragen beantworten sollten. Ann und die Mädchen warteten voller Angst und sie waren sehr erleichtert, als Herr Judson an diesem Abend nach Hause kam.

»Was ist passiert?«, rief Frau Judson aus.

Herr Judson zuckte mit den Schultern. »Der Richter sagte, dass wir viele Briefe schreiben. Er wollte wissen, ob wir Berichte ins Ausland schicken. Price und ich haben ihm einfach erzählt, dass wir Freunden in den Vereinigten Staaten schreiben – ein Land, das Tausende von Kilometern von England entfernt ist. Er ließ uns gehen.«

Das Ehepaar umarmte sich. Ann lachte: »Gott sei Dank!«

Auch Len-Lay und Mah-Lo wurden ruhiger. Vielleicht würde doch nichts Schlimmes passieren.

Doch am nächsten Abend – am Dienstag, dem achten Juni –, als der kleine Haushalt gerade Koo-Chills Abendessen verzehren wollte – hörten sie einen Tumult im Hof und Herr Verzeihung begann, von seinem Käfig auf der Veranda zu krächzen. Dann hörte man ein lautes Klopfen an der Tür. Bevor Herr Judson überhaupt aufstehen konnte, wurde die Tür eingetreten und ein Dutzend oder mehr Birmanen stürmten in das Zimmer. Mah-Lo schrie auf. Einer der Männer hatte Kreise in seine Wangen eingebrannt – es waren die gefürchteten Gefleckten Gesichter! Alle Birmanen hatten von diesen früheren Kriminellen gehört – manchen fehlte ein Ohr, die Nase oder ein Auge –, die Aufseher für die Gefäng-



nisse geworden waren. Die Gefleckten Gesichter waren bekannt für ihre grausame Behandlung anderer Gefangener.

Ein anderer Mann trat vor, der ein schwarzes Buch hielt. Er trug den Turban eines Stadtmagistrats oder eines Richters. »Wer ist der ausländische Lehrer?«, fragte er herrisch.

»Ich bin das«, erwiderte Herr Judson, während er vom Tisch aufstand.

»Sie sind verhaftet!«

Kaum hatte der Mann das gesagt, ergriffen die Gefleckten Gesichter Herrn Judson und warfen ihn auf den Boden. Während sie auf seinem Rücken knieten, zogen sie die Arme des Missionars nach hinten und banden sie an den Ellbogen mit einer dünnen Schnur fest zusammen. Herr Judson zuckte vor Schmerz zusammen.

»Hören Sie auf!«, schrie Frau Judson. »Ich kann Ihnen Geld geben – bloß nehmen Sie bitte die Schnur ab!«

»Nehmt sie auch fest!«, fauchte der Magistrat mit dem schwarzen Buch.

Ohne nachzudenken warf sich Len-Lay an Frau Judson und hielt sie fest. Hinter ihr weinte Mah-Lo immer noch, die von Koo-Chills dicken Armen umfangen wurde. Maung Ing war entsetzt beim Anblick seines auf dem Boden gefesselten amerikanischen Glaubensbruders.

Herrn Judson gelang es, auf die Knie zu kommen.

»Bitte! Lassen Sie meine Frau in Ruhe!«, keuchte er.

»Ich werde mit Ihnen gehen.«

Die Gefleckten Gesichter banden die Schnur nun noch fester. Dann schleppten sie Adoniram Judson aus dem Haus, gefolgt von den anderen Männern. Eine erregte Menge hatte sich draußen versammelt, doch als sie sahen, dass Herr Judson getreten und zu Boden gestoßen wurde, begannen viele der Kinder vor Angst zu weinen. Die Arbeiter an dem Ziegelhaus hatten schon ihre Werkzeuge hingeworfen und waren davongelaufen.

Während die Männer Ann Judsons Ehemann davonschleppten, reichte sie schnell einen kleinen Beutel birmanischer Silbermünzen dem schwer erschütterten birmanischen Fischer. »Maung Ing! Folge Herrn Judson. Vielleicht kannst du die Gefleckten Gesichter überreden, die Schnur zu lösen. Und sag mir, wohin sie ihn bringen!«

Maung Ing überwand seine Angst, nahm rasch das Geld und rannte die Straße hinunter.

Len-Lay zitterte vor Angst und Mah-Lo weinte noch immer in Koo-Chills Armen. Frau Judson scheuchte sie alle ins Haus und verriegelte die Tür. Ihr Gesicht war blass, doch ihre Stimme war fest.

»Koo-Chill! Bitte bleibe hier als Wache an der Tür und sage mir Bescheid, wenn irgendjemand kommt. Abby, du musst aufhören zu weinen. Mary, ihr beide könnt mir helfen. Wir müssen schnell machen!«

Len-Lay fachte auf Frau Judsons Anordnung das Feuer wieder an, das immer noch in Koo-Chills Ofen glühte. Frau Judson und Mah-Lo kamen aus dem Schlafzimmer mit einer Hand voll Briefen, Tagebüchern und anderen Papieren. Fast eine Stunde lang

fütterten die Frau und die beiden Mädchen das Feuer, bis nichts als Asche übrig blieb.

»Nun«, sagte sie leise, »nehmt die Asche und verteilt sie im Garten. Wir dürfen keine Spur davon hinterlassen, dass wir irgendetwas verbrannt haben.«

Len-Lay und Mah-Lo schaufelten die Asche in eine große Schüssel und öffneten dann vorsichtig die Haustür. Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, doch Koo-Chills Vertrauen erweckende Gestalt war im Mondlicht sichtbar. Ohne zu reden brachten die Mädchen die Asche in den Gemüsegarten und verstreuten sie zwischen den Reihen – genauso, wie sie es jeden Tag mit der Asche von Koo-Chills Feuer machten.

Als die Mädchen leise zum Haus zurücktappten, sah Len-Lay, wie Frau Judson mit einem dicken Paket unter dem Arm die Veranda herunterstieg. Sie nahm eine Schaufel und verschwand hinter dem Haus.

Während sie im Haus auf Frau Judson warteten, stotterte Mah-Lo immer noch halb weinend: »Wenn – wenn die Judsons nichts B-böses getan haben, warum hat Frau Judson dann all diese Papiere verbrannt?«

Len-Lay fragte sich genau dasselbe. Und was war in dem mysteriösen Paket, das Frau Judson hinter dem Haus vergrub?

Len-Lay nahm das Gesicht in ihre Hände. Vor ihrem geistigen Auge konnte sie sehen, wie das schreckliche Gefleckte Gesicht Herrn Judsons Arme hinter seinem Rücken verdrehte und ihn fortschleppte. Sie hatte Angst ... und war verwirrt. Warum, warum, warum bloß geschah das alles?

Die Tür öffnete sich sachte und schloss sich wieder hinter Frau Judson. Sie lehnte sich einen Moment lang an die Tür. Im Halbdunkel schien sie blass und atemlos. Dann sagte sie: »Mary und Abby, wir müssen unsere Hände waschen.« Mit einer weichen Bürste und einer Schüssel Wasser schrubbte sie beiden Mädchen die Hände und dann ihre eigenen, bis keine Spur von Asche oder Schmutz mehr zu sehen war.

Als sie gerade ihre Hände abgetrocknet hatten, hörten sie ein leises Klopfen an der Tür. Die Mädchen sprangen auf und klammerten sich an Frau Judson. Waren etwa die Gefleckten Gesichter zurückgekommen? Frau Judson legte ihren Finger an die Lippen und schüttelte verneinend den Kopf. Dann schob sie vorsichtig den Riegel zurück.

Maung Ing schlüpfte heftig atmend ins Haus. Schweiß glitzerte auf seinem Gesicht und seinem Hals, durchtränkte auch seine Tunika. Er schluckte mehrere Male und sagte dann mit ersticker Stimme: »Unseren Bruder ... Dr. Price ... hat man auch festgenommen. Ich bin ihnen nachgegangen. Zuerst wurden sie ins Haus des Gouverneurs gebracht, und dann ...«

Der birmanische Christ hielt inne; sein Brustkorb bewegte sich heftig auf und ab.

»Wohin, Maung Ing? Wohin wurden sie gebracht?«, rief Ann Judson.

Endlich stieß Maung Ing die Worte hervor. »Alle weißen Gefangenen wurden ... ins Todesgefängnis gebracht!«

## Das Todesgefängnis

Ann Judson blickte Maung Ing voller Entsetzen an. Einen Moment lang dachte Len-Lay, ihre Pflegemutter würde in Ohnmacht fallen. Doch kaum hatte Maung Ing die gefürchteten Worte gesagt, als sie Koo-Chill hörten, der noch immer am Tor Wache stand und nun rief: »Da kommt jemand!«

Schon wieder hörte man Lärm im Hof, dann ein lautes Klopfen an der Tür. »Frau Joodthan, machen Sie auf!«, schrie der Magistrat, der bereits vorher mit seinem schwarzen Buch dagewesen war. »Ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen!«

Mit einer schnellen Warnung an die Mädchen, dass sie nichts von den verbrannten Papieren sagen sollten, schloss Frau Judson für einen kurzen Moment die Augen, als ob sie ein verzweifertes Gebet sprechen würde. Dann schob sie den Riegel der Tür zurück.

Derselbe Beamte kam herein, aber diesmal allein; doch draußen stand eine gewalttätige Menge. Frau Judson bot dem Mann einen Stuhl an; dann setzte sie sich selbst auf den Schaukelstuhl, den sie aus Amerika mitgebracht hatte.

Der Mann bombardierte die Ausländerin mit einer Frage nach der anderen: Woher kamen sie? Warum waren



sie nach Birma gekommen? Was machten sie in Ava? Warum lebten diese beiden birmanischen Mädchen bei ihnen? Welche Religion lehrten sie? Wie viel Geld hatte sie? Wer gehörte noch zum Haushalt? Kannte sie den Engländer Henry Gouger? Herrn Rodgers? Welche Beziehung hatte sie zu ihm? Und so weiter und so weiter.

Frau Judson beantwortete alle Fragen gelassen. Maung Ing stand hinter ihr; sie schien aus seiner Gegenwart Kraft zu schöpfen. Len-Lay und Mah-Lo knieten dicht neben ihr.

Schließlich klappte der Magistrat sein schwarzes Buch zu und stand mit einem Stirnrunzeln auf: »Sie dürfen dieses Haus nicht verlassen«, befahl er. »Ich werde eine meiner Wachen am Tor postieren, damit Sie auch gehorchen.« Dann schritt er über die Veranda und stieg die Stufen zum Hof hinunter.

Maung Ing beobachtete von der Tür aus, wie der Magistrat mit dem Mann sprach, der draußen gewartet hatte. »Oh, Herr Jesus, beschütze uns«, murmelte er. »Er hat zehn von seinen Leuten dagelassen, die uns bewachen sollen!« Mit einer schnellen Bewegung öffnete er den Weidenkäfig von Herrn Verzeihung, nahm den Papagei heraus und warf ihn in die Luft, damit er auf die nahen Bäume fliegen konnte.

Frau Judson sah beunruhigt aus. »Wo ist Koo-Chill?« Maung Ing schüttelte den Kopf. »Ich habe ihn nicht gesehen. Schnell. Verriegelt die Tür.«

Kaum war der Magistrat fortgegangen, hörte man laute Schreie und ein Klopfen an der Tür. »Lass uns rein, weiße Frau!«, schrien Stimmen. »Lass uns rein,

damit wir dich ›beschützen‹ können!« Es ertönte raues Gelächter.

Entsetzt schoben Maung Ing, Frau Judson und die beiden Mädchen den Tisch vor die Tür. Weil sie nicht wusste, was sie sonst machen sollte, brachte Frau Judson die Mädchen in ihr eigenes Bett. Die Mädchen machten zwar die Augen zu, aber sie konnten nicht schlafen. Die Stimmen draußen stießen weitere Drohungen und Forderungen aus, dass Frau Judson die Tür aufmachen sollte.

Dann hörte das Schreien auf. Als sie Bewegungen in ihrem Zimmer hörte, öffnete Len-Lay die Augen. Frau Judson kniete neben ihrem Bett. Sie hatte die Hände gefaltet und ihre Lippen bewegten sich lautlos. Len-Lay wusste, dass sie betete.

Plötzlich brach das Gelächter wieder aus, diesmal hinter dem Haus. Dann folgte lautes Stöhnen. Frau Judson öffnete vorsichtig das Bambus-Rollo im Schlafzimmer. Len-Lay kroch aus dem Bett und schaute aus dem Fenster neben ihr. Sie konnte kaum einen Schrei unterdrücken.

Koo-Chills Arme und Beine waren in einer schmerzenden Position an einem Paar rauer Stöcke angebunden; das Gesicht des bengalischen Kochs verriet seine Qual.

»Hören Sie auf!«, schrie Frau Judson aus dem Fenster. »Bitte lassen Sie meinen Diener in Ruhe. Ich gebe jedem von Ihnen morgen Geld. Aber Sie müssen ihn sofort gehen lassen.«

Die »Wachen« überlegten. Sie diskutierten mit Frau Judson hin und her. Schließlich einigten sie sich auf

einen Preis und banden Koo-Chill von den Stöcken los.

Erschöpft sanken Frau Judson und Len-Lay aufs Bett. Sie mussten geschlafen haben, denn das Nächste, woran Len-Lay sich erinnerte, war das Morgenlicht, das das Bambushaus erhellte.

\*\*\*

Wie sie es versprochen hatte, gab Frau Judson den groben Männern am nächsten Morgen die Silberstücke. Koo-Chill, der zwar müde aussah, aber doch nicht so sehr von seinem Martyrium mitgenommen war, wurde ins Haus gelassen. »Oh, Koo-Chill!«, riefen die Mädchen und warfen sich in seine starken Arme. Er drückte sie an sich, machte sich dann am Feuer zu schaffen und begann, eine große Menge Reis zu kochen.

Maung Ing nickte zustimmend. »Nach birmanischem Brauch müssen die Verwandten und Freunde für das Essen der Gefangenen sorgen«, meinte er zu Frau Judson.

»Aber diese – diese Grobiane lassen mich nicht einmal aus meinem Hof heraus!«, erwiderte Frau Judson besorgt.

»Wir werden gehen«, meinte er und zeigte auf sich und die beiden Mädchen.

Len-Lay riss die Augen auf. Nicht zum Todesgefängnis!

»Doch«, sagte Maung Ing mit fester Stimme. »Drei sind besser als einer: einer spricht mit den Wachen, einer überreicht das Essen und der andere überbringt die Nachrichten – oder was es auch immer zu sagen



gibt. Sie werden uns nur einen kleinen Augenblick erlauben. Kommt. Wir müssen tapfer sein. Wir müssen zusammenarbeiten.«

Frau Judson wollte die Mädchen nicht gehen lassen, doch Maung Ing überzeugte sie schließlich. Obwohl Len-Lay Angst hatte, schöpfte sie Mut durch die Tapferkeit, die Maung Ing zeigte. Er hatte sich immer besorgt gefragt, wann die birmanischen Beamten herausfinden würden, dass er Christ geworden war. Doch als nun echte Gefahr drohte, war er irgendwie stärker.

Koo-Chill wickelte Reis und einige geräucherte Fische in Palmblätter. Frau Judson schrieb schnell ein paar Zeilen an ihren Mann, die Len-Lay dann in ihren Long-yi steckte. Dann traten die drei Boten auf die Veranda.

Mah-Lo bemerkte den leeren Käfig. »Was ist denn mit Herrn Verzeihung?«

Mit einer schnellen Kopfbewegung zu den sich wiegenden Palmen über ihm, meinte Maung Ing ruhig: »Herr Verzeihung ist dort oben sicherer als in seinem Käfig – zumindest solange, bis diese Schurken weggehen.«

Die meisten der »Wachen« schliefen nach der langen, lauten Nacht. Die beiden, die noch wach waren, nahmen gierig das Geldgeschenk an, das Maung Ing ihnen anbot, und sie ließen sie durch das Tor. »Aber nicht die Ausländerin!«, knurrte einer, als ob er sich selbst beweisen wollte, dass er seine Pflicht nicht vernachlässigte.

Durch die engen schmutzigen Straßen bis zum Todesgefängnis an der anderen Seite von Ava waren es ungefähr drei Kilometer zu laufen. Während

Maung Ing und die Mädchen immer näher kamen, schlug ihnen ein furchtbarer Gestank von ungewaschenen Körpern, verfaultem Essen und menschlichen Exkrementen entgegen. Len-Lay hatte das Gefühl, sie müsste sich erbrechen.

»Atme einfach nur durch den Mund«, riet Maung Ing ihr mitfühlend.

Sie erreichten das Gefängnistor, das von einem hohen Bambuszaun mit scharfen Spitzen umgeben war.



»Welcher Gefangene?«, wollte ein Torhüter wissen.

»Adoniram Judson und Jonathan Price, amerikanische Missionare«, antwortete Maung Ing.

Das Tor wurde geöffnet und die drei kamen in einen äußeren Gefängnishof. Len-Lays Knie zitterten; sie konnte Mah-Los schnelles Atmen hören. Wenn dieses Tor nun geschlossen wurde und sie nicht mehr herauskommen konnten?

Ein Wächter ging durch ein zweites Tor in einen inneren Gefängnishof. Bevor sich das Tor wieder schloss, konnte Len-Lay ein Bambusgebäude ohne Fenster erkennen. Es dauerte sehr lange, bis das innere Tor wieder aufgemacht wurde; der Wächter trat beiseite und ließ den Blick auf zwei Gefangene frei, die hinter ihm hergeschlurft waren.

Die Mädchen bekamen einen Schock. Es waren Herr Judson und Dr. Price. Doch sie waren beide kaum wiederzuerkennen.

Beide Männer hatten an jedem Bein drei Fußfesseln, die durch jeweils eine kurze Kette miteinander verbunden waren. Herr Judson trug noch immer seinen schwarzen amerikanischen Anzug, doch er war zerknittert, zerrissen und starr vor Dreck. Wo das gefleckte Gesicht ihn auf dem Weg ins Gefängnis ins Gesicht geschlagen hatte, war eine Schwellung zu erkennen. Das Haar beider Männer war von Dreck verkrustet, ihre Gesichter waren verschmutzt und ... sie stanken.

»Gott segne euch!«, brachte Dr. Price hervor.

Herr Judson öffnete seinen Mund, doch er wurde auf einmal von seinen Gefühlen überwältigt. Ohne etwas

zu sagen, streckte er seine Hand nach dem Essen aus. Len-Lay bemerkte, dass seine Arme steif und wund schienen.

Maung Ing und die Mädchen legten Koo-Chills Palmblätter mit Reis und geräuchertem Fisch in ihre Hände. In der Hoffnung, dass der Wächter nicht zu ihr hinschaute, nahm Len-Lay Frau Judsons Briefchen aus ihrem Longyi und steckte es Herrn Judson in die Hand.

»Oh, Mary und Abby«, stöhnte er. »Es tut mir leid, dass ihr das hier sehen musstet.«

»Maung Ing!«, flüsterte Dr. Price. »Du musst uns hier rausholen. Wir sind durch die Hölle gegangen! Nachts werden unsere Füße an einen Stab gebunden, und wir werden nach unten aufgehängt wie geschlachtete Schafe –«

»Sei still, Jonathan!«, krächzte Herr Judson und deutete mit dem Kopf auf die Mädchen.

»Was ist mit Herrn Gouger und Herrn Rodgers?«, fragte Maung Ing.

»Sie leben –«

»Genug!«, rief der Wächter hinter ihnen. »Ihr habt euer Essen. Der Besuch muss gehen.« Er stieß die Gefangenen weg von dem inneren Tor, verschloss es und begleitete dann Maung Ing und die Mädchen durch den äußeren Hof. Dann wurden sie nach draußen geschoben.

Vor dem Gefängnistor stand Myat Rodgers. Er hielt ein Essenspaket in der Hand und sah verängstigt aus.

»Habt ihr meinen Vater gesehen?«, fragte er besorgt.

»Nein, junger Mann«, antwortete Maung Ing sanft.  
»Aber er ist noch am Leben.«

Myats Gesicht verdunkelte sich. »Warum ist mein Vater im Todesgefängnis? Er ist ein loyaler birmanischer Staatsbürger! Es ist alles die Schuld der anderen Ausländer.« Der Junge funkelte Len-Lay und Mah-Lo an. »Einer von ihnen ist ein Spion – oder vielleicht sogar sie alle! Aber der König vertraut jetzt niemandem mehr – nicht einmal meinem Vater. Das ist nicht fair! Er hat dem Königshaus vierzig Jahre gedient – und jetzt wird er dafür so schlecht behandelt!«

Len-Lay und Mah-Lo, die noch immer ganz erregt waren von dem, was sie im Gefängnishof gesehen hatten, wussten nicht, wie sie auf Myats Gefühlsausbruch reagieren sollten. Aber Len-Lay hatte Mitleid mit ihm, trotz seiner ärgerlichen Anschuldigungen. Wenn Herr Rodgers so schlecht aussah wie Herr Judson und Dr. Price, dann stand Myat ein großer Schock bevor.

»Die Männer des Königs kamen sogar zu uns nach Hause und haben alle Papiere meines Vaters durchsucht«, tobte Myat. »Aber sie haben nichts gefunden – nicht wie bei diesem Kerl Gouger.«

»Was meinst du damit?«, fragte Maung Ing schnell.

Myat lächelte triumphierend. »Das werdet ihr noch früh genug herausfinden. Sie werden auch zu euch nach Hause kommen.«

»Oh, aber es ist alles verbr ... oh!« Mah-Lo wollte Myat gerade erzählen, was sie mit allen Papieren der Judsons gemacht hatten, als sie mit einem schnellen Fußtritt von Len-Lay zum Schweigen gebracht wurde.

»Niemand ist ein Spion, junger Mann«, sagte Maung Ing hastig. »Die Regierung wird bald feststellen, dass dein Vater und all diese Männer unschuldig sind, und wird sie freilassen. Nun ... du bringst besser dieses Essen deinem Vater. Wenn er dich sieht, wird das auch Nahrung für seine Seele sein.«

Der Ärger verschwand langsam aus Myats Augen und die Angst kehrte zurück. Ohne ein weiteres Wort marschierte er zum Gefängnistor. Bevor sich Maung Ing und die Mädchen auf den drei Kilometer langen Weg zurück zum Missionshaus machten, hörten sie noch, wie der Wächter schnappte: »Welcher Gefangene?« und Myat mit nur leicht zitternder Stimme antwortete: »Rodgers, bekannt als Yadza, birmanischer Staatsbürger.«

\*\*\*

Der Magistrat mit dem schwarzen Buch war schon wieder zu Hause, als Maung Ing und die Mädchen ankamen. Er verlor kein Wort über die fehlenden Mitglieder des Haushalts, solange Frau Judson ihm nicht entwischte.

»Bitte, lassen Sie mich nach Ava gehen, damit ich den Gouverneur der Stadt sprechen kann«, bat Frau Judson. »Mein Mann ist unschuldig. Ich muss ihn vertreten.«

»Nein«, antwortete der Magistrat stur. »Mein Befehl ist, Sie hier zu bewachen.«

»Dann sagen Sie mir wenigstens, warum mein Mann ins Gefängnis gebracht wurde«, beharrte Frau Judson. »Was wird ihm denn vorgeworfen?«

»Wir sind noch immer bei den Untersuchungen. Doch es sieht schlecht für Ihren Mann aus. Wir wissen ganz sicher, dass er von den Engländern Geld bekommt. Warum sollten sie ihm Geld zahlen – wenn er nicht als Spion für sie arbeitet?«

»Was?«, rief Frau Judson. »Was meinen Sie damit? Wir bekommen kein Geld von den Engländern!«

»Das ist nicht wahr, gnädige Frau«, grinste der Magistrat. »Der junge Kaufmann, Herr Gouger, hat Ihnen regelmäßig Geld gegeben. Wir haben den Beweis –«

Len-Lay wollte nichts mehr hören. Sie ergriff Mah-Lo's Arm und zog sie aus dem Haus. Ohne auf Mah-Lo's Proteste zu achten, schleppte Len-Lay ihre Schwester in den Garten. Die brutalen Wachen am Tor machten rohe Bemerkungen, als die Mädchen vorbeikamen, aber Len-Lay dachte, dass sie bestimmt nichts tun würden, solange der Magistrat im Haus war.

Sobald die Mädchen die Akazie erreicht hatte, schleuderte Len-Lay ihrer Schwester entgegen: »Hast du gehört, was der Mann gesagt hat?«

»J-ja«, stotterte Mah-Lo.

»Du und dein großer Mund!«, sagte Len-Lay ärgerlich. »Du hast Myat gesagt, dass Herr Gouger uns Geld für die Judsons gegeben hat. Er muss es weiter erzählt haben – und darum haben sie Herrn Judson gefangen genommen.«

Len-Lay atmete heftig, während sie Mah-Lo bei den Schultern nahm. »Verstehst du denn nicht, was passiert ist? Es ist unsere Schuld, dass Herr Judson im Todesgefängnis sitzt!«

## Das harte Kissen

Mah-Lo entzog sich dem Griff ihrer älteren Schwester. Sie wich ihren Augen aus und ihre Lippen bebten. Dann hob sie den Kopf und streckte ihr Kinn trotzig vor. »Das ist nicht meine Schuld. Ich habe nicht gewusst, dass es eine schlimme Sache von Herrn Gouger war, den Judsons Geld zu geben.«

»Vielleicht war es das, vielleicht auch nicht! Wir wissen das einfach nicht«, argumentierte Len-Lay.

»Was meinst du damit, ›wir wissen das nicht? Der Magistrat hat gesagt, dass Herr Gouger Herrn Judson dafür bezahlt hat, dass er für die Engländer spioniert«, erinnerte Mah-Lo ihre Schwester.



»Das hat er gesagt.« Dann schwieg Len-Lay. Wiederum wirbelten die Gedanken und Gefühle in ihrem Inneren hin und her, und sie spürte schon wieder einen Knoten in ihrem Hals. Schließlich meinte sie: »Glaubst du denn, Herr Judson sitzt zu Recht im Todesgefängnis?«

Mah-Lo sah betroffen aus. »Nein! Natürlich nicht!«

»Glaubst du, dass er ein Spion ist?«, bohrte Len-Lay weiter.

»Ich ...« Mah-Lo blickte zu Boden. »Ich weiß nicht.«

Der Magistrat kam gerade über den Hof des Missionshauses. Len-Lay,



die sich sehr elend fühlte, ging zurück zum Haus, gefolgt von Mah-Lo.

»Denken Sie dran!«, rief der Mann Frau Judson zu, die in der offenen Tür stand. »Wir kommen zurück und machen eine Liste von all Ihrem Besitz und Ihren Haushaltssachen. Ein Gefangener hat keinen eigenen Besitz mehr; es ist alles Eigentum des Königs!«

An diesem Tag gab es keinen Unterricht; Frau Judson war zu verstört. Sie blieb lange in ihrem Zimmer, betete oder ging gedankenverloren im Haus auf und ab. Auch die Mädchen sprachen kaum miteinander. Alles, was Len-Lay denken konnte, war: Ist es wirklich unsere Schuld gewesen?

Als der Abend anbrach, versprach Frau Judson wieder, den Wachen draußen Geschenke und Geld zu geben, wenn sie sie diese Nacht nicht stören würden. Es funktionierte auch; obwohl die Männer ein Lagerfeuer im Missionshof machten und lautes Gelächter erscholl, gab es keine Drohungen oder Klopfen an der Tür. Frau Judson ließ die Mädchen wieder in ihr eigenes Bett krabbeln, wo sie erschöpft einschliefen.

Am nächsten Morgen wurde Maung Ing auf die andere Seite des Flusses geschickt, wo er Mah-Noo, die blinde Frau von Dr. Price, holen und zum Missionshaus bringen sollte. In der Zwischenzeit kochte Koo-Chill einen großen Topf mit Curryhähnchen, die er in Palmblätter wickelte.

Der Magistrat kam sehr früh, um sicherzugehen, dass Frau Judson immer noch unter Hausarrest stand. Diesmal bat sie ihn, einen Brief an den Gouverneur der Stadt zu überbringen, in dem stand, dass

sie ihn besuchen wollte, um ihm ein Geschenk zu geben. Widerwillig erklärte sich der Mann dazu bereit, die Nachricht zu übergeben ... und kehrte nach ein paar Stunden mit der Erlaubnis für Frau Judson zurück, den Gouverneur heute Nachmittag zu besuchen.

Als Maung Ing mit Mah-Noo zurückkehrte, wollten die Wächter keinen Fremden mehr in den Hof lassen, aber der Magistrat entschied nach einigem Nachdenken, dass die Frau des anderen amerikanischen Missionars dann eben auch »seine« Gefangene sein würde. Die arme Frau hatte ihr eigenes Haus nicht verlassen wollen, doch sie hatte dort keine Möglichkeit, Nachrichten von Dr. Price zu bekommen oder ihm Essen und anderes zu bringen.

Also war sie schließlich einverstanden damit, hierher zu kommen.

Als Mah-Noo hörte, dass Frau Judson den Gouverneur der Stadt besuchen wollte, meinte sie: »Frau Joodthan, meine Freundin. Zieht diese amerikanischen Kleider aus und zieht Euch wie eine Birmanin an. Das zeigt dem Gouverneur, dass Ihr wirklich eine Freundin Birmas seid.«

Sie gab Ann Judson einen wunderschönen königsblauen Longyi und eine kurze Tunika mit einem passenden Seidenschal von der Ehefrau eines der Hofbeamten. Nachdem sie angezogen war und den Schal über ihre Schultern gelegt hatte, fragte Frau Judson Len-Lay, ob sie ihr bei der Frisur helfen würde, denn sie trug ihr Haar normalerweise in einem Knoten im Nacken.

Len-Lay kämmte Frau Judsons dunkelbraunes Haar nach birmanischer Art nach oben, doch so sehr sie sich auch bemühte, konnte sie die kleinen Locken nicht fassen, die das Gesicht ihrer Pflegemutter umrahmten. Aber mit ein paar Blumen aus dem Garten, die sie ihr oben ins Haar steckte, hatte die Frisur schließlich doch das gewünschte Aussehen.

Frau Judson sah wunderschön aus.

Dann bemerkte Len-Lay Frau Judsons Schuhe – grobes, schwarzes amerikanisches Schuhwerk. »Oh, nein«, protestierte Frau Judson, als sie die missbilligenden Blicke der Mädchen sah. »Meine Kleider habe ich gewechselt, aber meine Schuhe behalte ich.«

Die kleine Gruppe entschied, dass Maung Ing und Len-Lay mit Frau Judson gehen sollten, um den Gefangenen das Essen zu bringen. Diesmal gab ihnen Koo-Chill auch Obst und eine Kanne Tee mit.

Im Palast des Gouverneurs verbeugte sich Frau Judson tief und gab dem ältlichen Gouverneur eine Servierplatte mit einem Bild des Weißen Hauses in Washington darauf. Das Geschenk entzückte ihn. Der alte Mann, der offensichtlich von dieser wunderschönen Ausländerin bezaubert war, hörte sich geduldig ihre Bitte an.

»Oh Weiser«, sagte sie, »alle Ausländer sind ins Todesgefängnis geworfen worden. Die Gefleckten Gesichter behandeln sie schlecht. Aber der Lehrer und der Arzt kommen aus Amerika – einem Land, das viele tausend Kilometer von England entfernt ist. Sie haben nichts mit diesem Krieg zwischen Birma und England zu tun.«

Der Gouverneur strich sich über seinen langen Kinnbart. »Ich kann sie nicht aus dem Gefängnis holen. Aber man kann es ihnen dort bequemer machen. Hier – spricht mit meinem obersten Beamten. Er wird Euch sagen, was man tun kann.«

Wie sich herausstellte, verlangte der oberste Beamte ein hohes Bestechungsgeld, bevor er irgendetwas tun würde, um den Gefangenen zu helfen. Wiederum musste Ann Judson hin und her verhandeln, bis der Mann sich endlich für eine Summe entschied: zweihundert Silbermünzen – das waren ungefähr hundert amerikanische Dollar – und zwei Stücke feinen Stoff. Im Gegenzug würde der Beamte Frau Judson ein Palmblatt geben, auf dem Anweisungen standen.

Als das Trio sich dem Todesgefängnis näherte, war Frau Judson entsetzt angesichts des schrecklichen Gestankes. Len-Lay fürchtete sich, wieder zu diesem furchtbaren Ort zu gehen, aber sie versuchte, tapfer zu sein. Sie konnte das Zittern von Frau Judson förmlich spüren, als das gefleckte Gesicht das erste Tor öffnete und sie in den inneren Gefängnishof führte.

Jemand war bereits dort, der einem Gefangenen Essen gebracht hatte. Len-Lay erkannte einen von Gougers Bediensteten und merkte dann, dass Gouger selbst vor dem inneren Tor stand.

»Oh, Frau Judson«, meinte er kläglich. »Ich wünschte, Sie hätten mich nicht so gesehen.« Henry Gouger schlurftete mit seiner Essensration so schnell weg, wie es die Ketten an seinen Füßen erlaubten.

Frau Judson blieb stumm, als ob sie versuchte, die Eisenfesseln und den furchtbaren Zustand ihres

Freundes zu ignorieren. Sie heftete ihren Blick auf das fensterlose Bambushaus hinter dem Tor. Nach langer Zeit erschien eine Gestalt an der Tür – sie kroch heran.

Es war Adoniram Judson.

Frau Judson stieß einen kleinen Schrei aus und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Sie schwankte und wäre beinahe umgefallen, doch Len-Lay schlang einen Arm um Frau Judsons schmale Taille und hielt sie fest.

Als Herr Judson auf das Tor zukroch, trat Maung Ing vor und half ihm aufzustehen. Mit einem leichten Schauer senkte Frau Judson die Hände und blickte ihrem Mann ins Gesicht. Mit großer Anstrengung lächelte sie.

»Oh, Ann«, flüsterte er durch die rissigen und geschwollenen Lippen. »Es ist wundervoll, dich zu sehen. Aber, bitte ... komm nicht her.«

»Ich habe Anordnung des Gouverneurs, es dir hier angenehmer zu machen«, sagte sie und reichte die Botschaft auf dem Palmblatt.

Das Gefleckte Gesicht warf einen Blick auf die Nachricht. »Raus hier!«, knurrte er.

»Aber –«

»Raus hier!«

Maung Ing und Len-Lay gaben Herrn Judson schnell das Essen und den Tee, bevor das Gefleckte Gesicht sie grob aus dem Gefängnis scheuchte. Niemand sagte ein Wort, als sie die drei Kilometer zurück nach Hause trotteten.

Len-Lay fühlte sich elend. Wenn es nun wirklich ihre Schuld war, dass Herr Judson im Todesgefängnis war? Der Gedanke daran lag ihr wie ein Stein im Magen.

\*\*\*

Der Magistrat kam zurück und durchsuchte mit Frau Judson das ganze Haus. Er nahm mehrere Dinge an sich, die er für »nett« und »wertvoll« hielt, und machte eine Liste von allem anderen. Aber als er dieses Mal ging, nahm er die Wachen mit. Der Gouverneur hatte den Befehl gegeben, dass Ann Judson kommen und gehen konnte, wann sie wollte.

Beim nächsten Besuch im Gefängnis berichtete Maung Ing, dass Frau Judsons Anstrengungen Erfolg gehabt haben mussten, denn die ausländischen Gefangenen wurden aus dem schrecklichen Folterhaus entfernt, wo sie jede Nacht an ihren gefesselten Füßen an einer langen Stange aufgehängt wurden, bis nur ihre Schultern den Boden berührten. Nun schliefen sie in einem offenen Verschlag im inneren Gefängnishof. Der Verschlag war zwar auch nicht viel, aber wenigstens konnten sie sich ausstrecken und besser atmen.

Alle Mitglieder des Haushaltes waren froh. Nur eine Sache verwirrte sie. Herr Verzeihung war nicht zurückgekommen.

Jeden zweiten Tag ging Frau Judson zum Gouverneur, um sich für ihren Mann einzusetzen. Sie tat das freundlich, trank Tee und sprach mit den verschiedenen Leuten am Hof. An den anderen Tagen besuchte sie andere bedeutende Beamte in der Stadt und fragte

sie, ob sie für die Missionare beim König ein gutes Wort einlegen würden. Wie Mah-Noo vorgeschlagen hatte, trug sie jetzt nur birmanische Kleidung, was die Birmanen hoch erfreute. Die meisten hörten höflich zu, schüttelten aber die Köpfe. »Wir können nichts tun.«

Oft war Frau Judson an diesen Sommermorgen krank; manchmal musste sie erbrechen und blieb fast bis zum Nachmittag im Bett. Die ständige Sorge und die endlosen Bemühungen, die Gefangenen zu befreien, zehrten an ihrer Kraft. Oft musste sie sich auf Maung Ing, Len-Lay und Mah-Lo verlassen, die mit Essen, sauberer Kleidung und Nachrichten zum Gefängnis gingen.

Die Nachrichten, die sie zum Missionshaus brachten, waren von Tag zu Tag unterschiedlich. Manchmal waren die Gefangenen guter Hoffnung; manchmal, wenn die birmanische Armee eine Niederlage einstecken musste, wurden sie zum Folterhaus geschleppt. Das bedeutete noch mehr Besuche bei Regierungsbeamten und mehr Bestechungsgelder, um jede auch noch so kleine Verbesserung zu erreichen.

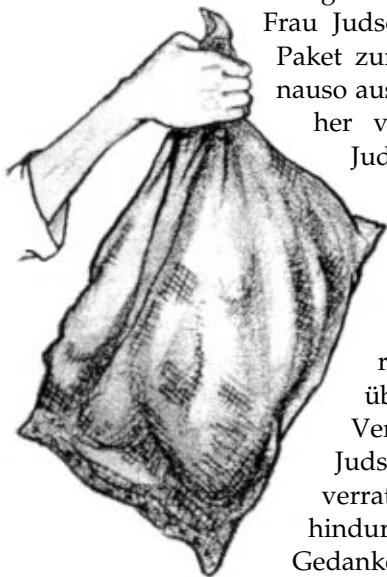
Als die langen, heißen Sommermonate endlich in den Herbst übergingen, schien auch Frau Judsons Kraft wiederzukehren. Eines Tages ging sie persönlich zum Todesgefängnis, um Adoniram zu besuchen. Als sie zurückkam, zerschnitt sie einen ihrer alten braunen amerikanischen Röcke und nähte zwei große Rechtecke Stoff zusammen. Die Mädchen schauten ihr neugierig zu, aber weil Frau Judson keine Erklärung gab, stellten sie auch keine Frage.

Als die Nacht hereinbrach und die Mädchen in Frau Judsons Bett lagen, konnten sie trotz der Stille der

Nacht nicht schlafen. Plötzlich hörten sie, wie ihre Pflegemutter das Haus verließ. Nach ein paar Minuten hörten sie das leise Kling, Kling einer Schaufel, mit der hinter dem Haus gegraben wurde.

»Sie vergräbt etwas anderes hinter dem Haus!«, flüsterte Mah-Lo.

»Oder sie gräbt etwas aus«, flüsterte Len-Lay zurück. Das ältere Mädchen tappte auf Zehenspitzen zur Schlafzimmertür und lugte in das Schlafzimmer, als



Frau Judson mit einem großen Paket zurückkam – es sah genauso aus wie das, was sie vorher vergraben hatte. Frau

Judson steckte das Paket in die Stofftasche und stopfte dann Fetzen ihres alten Rockes hinein.

Len-Lay schlich zurück ins Bett. Wieder überkam sie eine große Verwirrung. Sollte sie den Judsons trauen oder sie verraten? Die ganze Nacht hindurch schossen ihr diese Gedanken durch den Kopf.

Am nächsten Morgen war klar, was Frau Judson gemacht hatte: ein unbequem aussehendes braunes Kopfkissen.

»Adoniram hat mich gebeten, ihm ein Kopfkissen zu bringen, das so hart und hässlich ist, dass es ihm keiner der Gefleckten Gesichter stiehlt!«, lächelte sie.



»Aber ich muss die Schwägerin der Königin heute besuchen. Sie ist meine letzte Hoffnung, bei dem König ein Gesuch zu machen. Mary und Abby, würdet ihr Maung Ing begleiten, wenn er heute das Essen abgibt, und Herrn Judson dieses Kissen geben?«

Len-Lay zögerte. Sie wollte fragen, was sich im Inneren des Kissens befand, aber sie traute sich nicht. Wenn nun ein Geflecktes Gesicht es ihr aus der Hand reißen und aufschlitzen würde?

Aber Frau Judson bat sie mit einem inständigen Blick: »Bitte. Nehmt das Kissen.« Schließlich nickte Len-Lay. Es war ihre Schuld, dass Herr Judson eingesperrt worden war, und das Mindeste, was sie jetzt tun konnte, war, ihre Furcht zu verbergen und das Kissen zu überbringen.

Aber Mah-Lo schüttelte ihren Kopf. »Nein! Ich habe Bauchweh! Ich möchte hier bei Mah-Noo und Koo-Chill bleiben. Außerdem – ich hasse es, zum Todesgefängnis zu gehen! Ich will nicht mehr dorthin!« Und damit rannte Mah-Lo aus dem Zimmer und warf sich aufs Bett.

Len-Lay schaute ihrer Schwester nach; dann meinte sie schnell: »Schon gut. Maung Ing und ich können das Essen und das Kissen allein hinbringen.«

Als sich der Birmane und das Mädchen dem Todesgefängnis näherten, wurde Len-Lay immer ängstlicher. Das Kissen war sehr schwer; bestimmt würden die Gefleckten Gesichter merken, dass etwas darin versteckt war. Der Schweiß lief ihr den Rücken hinunter.

Myat Rodgers stand vor dem Gefängnistor und wartete darauf, dass die Wächter ihn mit dem Essen zu

seinem Vater ließen. Oh nein! Len-Lay geriet in Panik. Myat wird sicher erraten, dass wir mit diesem Kissen etwas ins Gefängnis schmuggeln wollen. Er ist so misstrauisch. Sie versuchte, das Kissen zu tragen, als sei es ganz leicht. Aber mit jedem Schritt fühlte es sich schwerer an.

Aber Myat schien sie kaum zu beachten. Seine Schultern hingen herab und er betrachtete den Schmutz an seinen Füßen.

»Wie geht es deinem Vater, dem ehrwürdigen Herrn Rodgers?«, fragte Maung Ing freundlich.

Einen Moment sagte Myat gar nichts. Dann blickte er sie teilnahmslos an: »Mein Vater ist verrückt geworden. Er ist sicher, dass ihn die Gefleckten Gesichter foltern und töten werden. Jeden Tag bittet er mich, ihm Gift zu bringen, damit er sich umbringen kann. Aber meine Mutter gibt es mir nicht.«

Len-Lay rührte sich nicht, aber sie hätte am liebsten ihre Hand ausgestreckt und Myat berührt, um ihm zu zeigen, dass sie ihn verstehen konnte. Im Moment sah er gar nicht wie der hochmütige, höhnische Junge aus, als den sie ihn kennen gelernt hatte; er war jetzt durcheinander und verängstigt.

»Deine Mutter hat recht«, entgegnete Maung Ing sanft. »Man darf nie die Hoffnung verlieren.«

»Aber es sieht nicht gut aus mit dem Krieg«, murmelte Myat. »Habt ihr es denn noch nicht gehört? Die Engländer haben General Kyi Wungyi und General Thonby Wungyi besiegt. Die englischen Soldaten marschieren langsam auf Ava zu. Bald werden wir alle Kriegsgefangene sein – oder tot!«

## Ein Schrei in der Nacht

Zwei Gefleckte Gesichter erschienen am Tor, und anstatt die Gefangenen zu holen, nahmen sie mürrisch das graubraune Kissen und das Essen für Herrn Judson und Herrn Rodgers. Myat schien fast erleichtert, dass er nicht hineingehen musste. Aber Len-Lay wusste, dass dies bedeutete, dass die ausländischen Gefangenen wieder im Folterhaus angeketet waren.

Als Maung Ing und Len-Lay zurück zum Missionshaus kamen, war Frau Judson gerade von ihrem Besuch bei Prinzessin Sarawaddy zurückgekommen. Aber die schlechten Nachrichten von der Kriegsfront versetzten die ganze Stadt Ava in missmutige Stimmung. Der kleine Haushalt ermutigte Frau Judson, lieber ein paar Tage zu Hause zu bleiben, als ein glattes »Nein« auf ihre Bitte um Freilassung der Gefangenen zu riskieren.

»Warum hast du dich geweigert, mit uns ins Todesgefängnis zu gehen?«, fragte Len-Lay ihre Schwester. Sie hatten gerade das Abendessen beendet und saßen allein auf der Veranda unter Herrn Verzeihungs leerem Käfig. Jeden Abend spähten sie in die Baumkronen in der Hoffnung, einen Blick auf das Tier zu erhaschen.

Aber heute Abend war Mah-Lo verdrossen. »Ich habe Herrn Judson



das Geld fürs Spionieren gegeben, aber ich werde auf keinen Fall ein Kissen für einen Spion überbringen!«

»Du dummes Mädchen!« Len-Lay runzelte die Stirn.

»Du weißt doch gar nicht, was in dem Kissen war!«

»Du weißt doch ganz genau, dass es ein Schmuggelkissen war!«, schoss Mah-Lo zurück. »Frau Judson hat irgendetwas in diesem Kissen versteckt; das wissen wir beide. Und wenn wir damit geschnappt worden wären? Dann würden wir jetzt alle im Todesgefängnis sitzen!«

Len-Lay nickte. »Ja, ich hatte große Angst«, gab sie zu.

Mah-Lo starrte sie an. »Wirklich? Aber warum bist du dann hingegangen?«

»Weil ...« Len-Lay hielt inne. Warum war sie denn eigentlich hingegangen? Irgendwo im Unterbewusstsein erinnerte sie sich an einen Text aus der Bibel, den sie gelesen hatten: »Denn so sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab ...« Die Judsons waren so; sie hatten alles aufgegeben. Sie verstand nicht alles, was sie taten, aber sie liebten Birma und die Birmanen. Und im Moment war alles so schrecklich und durcheinander, dass sie einfach irgendjemandem vertrauen musste.

Aber sie wusste nicht, wie sie das Mah-Lo erklären sollte.

\*\*\*

Ann Judson war unruhig, weil sie den Gefangenen nicht helfen konnte. Nach einer Woche entschloss sie sich, die Mädchen mitzunehmen und einen weiteren Besuch bei der Prinzessin von Sarawaddy zu machen

und sie vorsichtig zu fragen, ob die Prinzessin mit ihrer Schwägerin, der Königin, schon gesprochen hatte. Frau Judson zog den Mädchen ihre schönsten seidenen Longyis und bestickten Blusen an; sie selbst borgte sich eine von Mah-Noos großen Tunikas, die sie, wie Len-Lay insgeheim dachte, ziemlich plump wirken ließ.

Der Palast des Bruders des Königs und seiner Frau hatte einen wunderschönen Hof, in dessen Mitte sich ein kleiner Teich mit kühlem Wasser befand. Zwei Pfauen, der eine von glitzerndem Blaugrün, der andere weiß, spazierten langsam über die schimmernden Kacheln und zogen ihre langen Federn auf dem Boden hinter ihnen her.

Mah-Lo starrte mit offenem Mund die feine Ausstattung an. Len-Lay versuchte gleichgültig zu tun, aber auch sie war in Versuchung, alles anzustarren.

Sie warteten fast eine halbe Stunde auf die Prinzessin, aber als ein Diener sie endlich in ihr privates Wohnzimmer geleitete, war Len-Lay erstaunt, wie kühl es hier war. Die dicken Steinmauern des Palastes hielten die schwüle Hitze des beginnenden Herbstes ab – ganz anders als in ihrem Bambuskyuong.

Die Prinzessin trug leuchtendes Scharlachrot, was ein Zeichen für Adel war. Ihre hellen roten Lippen, die roten Käbme und die Juwelen in ihrem Haar gaben ihr einen rosigen Schimmer wie bei einem Sonnenuntergang. Wie die meisten Birmaninnen war sie kleiner als Frau Judson, aber sie war schlank und stand aufrecht.

Frau Judson und die Mädchen verbeugten sich höflich. Die Prinzessin erwiderte die Verbeugung. »Ich

bin es, die durch einen Besuch der Frau eines ausländischen Lehrers geehrt ist«, sagte sie.

Len-Lays Herz pochte. Das war ein gutes Zeichen. In diesem Haus wurden die Judsons zumindest respektiert.

Ein anderer Diener brachte kühle Fruchtgetränke. Die zwei Frauen saßen auf einer gepolsterten Bank und plauderten auf Birmanisch, während sich die Mädchen auf eine wunderschöne bemalte Matte daneben setzten und von dem süßen Mangosaft tranken. Während einer kurzen Pause in ihrer Unterhaltung fragte Frau Judson: »Oh, Dame von Smaragdrot, habt Ihr meine Bitte der Königin vorgetragen?«

Prinzessin Sarawaddy blickte hinunter auf ihre schmalen braunen Hände, die mit Goldringen und Juwelen bedeckt waren. »Ja, das habe ich.« Nach einem kurzen Augenblick hob sie ihren Blick und schaute Frau Judson traurig an. »Die Königin hat gesagt, dass die ausländischen Gefangenen nicht getötet werden, aber sie müssen im Todesgefängnis bleiben.«

Frau Judsons Schultern fielen herab. Mitleidig legte die Prinzessin ihre braune Hand auf die der weißen Frau. »Ihr seid bereits in fortgeschrittenem Zustand. Geht es Euch gut? Kann ich irgendetwas tun, um Euch zu helfen, wenn Euer Mann noch nicht aus dem Gefängnis entlassen ist, wenn das Kleine geboren ist?«

Die Worte der Prinzessin verblüfften die Mädchen. Beide starrten ihre Pflegemutter an. Frau Judson bekam ein Baby?

\*\*\*

Sie hätte es wissen müssen, schimpfte Len-Lay später mit sich selber. Frau Judson war es oft morgens nicht gut gegangen ... und in letzter Zeit hatte sie sich immer diese großen Tunikas von Mah-Noo ausgeborgt. Birmaninnen sprachen offen über diese Dinge, aber Frau Judson hatte gar nichts gesagt. Len-Lay schüttelte den Kopf. Ausländerinnen hatten manchmal eine komische Art.

Aber Ann Judsons Schwangerschaft wurde bald für jeden offensichtlich – sogar für Adonirams rote, geblendete Augen. »Oh, Ann«, stöhnte er beim nächsten Mal, als Besuch erlaubt war. »Wie nutzlos ich mich fühle; ich kann dir nicht helfen. Warum hast du mir das nicht früher gesagt?«

»Ich wollte dir nicht noch mehr Sorgen machen, mein Lieber«, sagte seine Frau sanft.



Len-Lay, die Frau Judson an diesem Tag begleitet hatte, schaute weg, um ihren Pflegeeltern einen Moment des Alleinseins zu gönnen. Als sie sich umschaute und versuchte, sich nicht um die stinkende Luft oder die Ratten im Gefängnishof zu kümmern, fiel ihr auf, dass sie Myat schon seit ein paar Wochen nicht mehr gesehen hatte.

»Wann kommt das Baby?«, hörte sie Herrn Judson mit müder Stimme fragen.

»Anfang Februar – denke ich«, murmelte Frau Judson.

Len-Lay sah eines der Gefleckten Gesichter kommen. Schnell drehte sie sich zu Herrn Judson um. »Ist Myat Rodgers in letzter Zeit gekommen, um seinen Vater zu besuchen?«, fragte sie.

Ein sorgenvoller Blick überschattete Herrn Judsons Gesicht. »Nein, Mary. Um die Wahrheit zu sagen, es hat in letzter Zeit niemand Herrn Rodgers Essen gebracht. Wir haben unseres mit ihm geteilt.«

»Genug!«, schrie das Gefleckte Gesicht. »Raus! Raus! Das ist keine Teeparty!« Innerhalb weniger Sekunden drängten die Wachen Len-Lay und Frau Judson grob durch das Tor.

Auf dem ganzen Nachhauseweg war Len-Lay sorgenvoll. Was war mit Myat geschehen? Maung Ing war fischen gegangen; also vertraute sie Koo-Chill ihren Kummer an.

»Dann schau doch bei ihm vorbei«, antwortete der Koch ungeduldig. Die Monate, in denen er neben seinen normalen Pflichten auch noch für die Gefangenen kochen musste, hatten ihn sehr reizbar gemacht, obwohl er das vor Frau Judson immer verbarg. »Und



nimm Abby mit. Ich kann ihr schmollendes Gesicht nicht mehr sehen.«

Frau Judson ruhte sich gerade aus; also überredete Len-Lay Mah-Lo, mit ihr zu Rodgers' großem Haus zu laufen. Die Mädchen trotteten schweigend in das Viertel von Ava, wo die meisten Beamten wohnten. Rodgers' Haus schien ungewöhnlich ruhig, aber Len-Lay zog an der Klingelschnur und hörte das Klängen der Glocke im Inneren.

Die Mädchen warteten einige Minuten und wollten es gerade aufgeben und weggehen, als die Tür sich einen Spaltbreit öffnete. Ein Auge blickte sie an; dann wurde die Tür noch ein paar Zentimeter weiter geöffnet.

Es war Myat.

Len-Lay lächelte. »Oh, Myat! Ich bin so froh, dass du es bist. Wir – äh – haben uns schon Sorgen gemacht, weil wir dich schon eine ganze Zeit nicht mehr im Gefängnis gesehen haben.«

Myat blickte sie einfach nur durch die schmale Türöffnung an.

»Na komm, lass uns rein!«, forderte Mah-Lo. »Wir wollen dich besuchen. Lass uns nicht hier draußen auf der Straße stehen.«

Die Tür öffnete sich noch weiter; Myat drehte sich wortlos um und ging zurück in den kleinen Hof im Inneren des Hauses. Die Mädchen folgten ihm. Kein einziger Diener war zu sehen.

»Geht es dir gut, Myat?«, fragte Len-Lay. »Ist irgendetwas passiert?«

Myat nickte. Er deutete auf das leere Haus. Unter seinem linken Augenlid zuckte ein Muskel.

»Der Magistrat ist gekommen und ... hat alles im Haushalt mitgenommen. Er sagte, dass jetzt alles dem König gehört. Meine – meine Mutter wusste nicht, was sie machen sollte. Ihre Verwandten haben sie abgeholt. Sie haben gesagt, ihre Familie sei jetzt – enteehrt, weil ihr englischer Mann ein – ein Verräter sei. Sie wollte mich mitnehmen, aber ich wusste, dass sie ... mich nicht haben wollten.« Myat machte einen langen, zitternden Atemzug. »Weil ich ... halb Engländer bin.«

Len-Lay starrte ihn an. »Du meinst, du bist hier ganz allein?«

Myat nickte. »Die Diener sind auch gegangen. Und ich – ich habe kein Essen für meinen Vater. Jetzt ... wird er sterben.«

Der Junge wandte den Kopf ab.

»Nein! Nein ... er wird nicht sterben«, sagte Len-Lay. »Herr Judson und Dr. Price – und wahrscheinlich auch Henry Gouger – teilen ihr Essen mit ihm.«

Myat drehte sich um und blickte die Mädchen erstaunt an. »Warum? Warum sollten sie das tun?« Seine Augen senkten sich.

»Mein Vater hat sich doch geweigert, ihnen zu helfen.«

»Maung Ing hat mir einmal gesagt, dass die Nachfolger von Jesus Christus ihre Feinde lieben sollen«, stieß Mah-Lo hervor.

»Herr Rodgers ist doch kein Feind«, schimpfte Len-Lay.

Mah-Lo zuckte mit den Schultern.

»Und was wird jetzt aus dir?«, fragte Len-Lay Myat.

»Du musst mit uns zum Missionshaus kommen.«

Koo-Chill wird dir gern etwas zu essen geben.«  
Denke ich, fügte sie im Stillen hinzu.

Myat schüttelte den Kopf und riss sich zusammen.  
»Nein. Ich bin kein Bettler. Ich werde schon zurechtkommen.«

Die Mädchen waren auf ihrem Nachhauseweg sehr schweigsam; jede war in ihre eigenen Gedanken vertieft. Es war Mah-Lo, die zuerst das Schweigen brach – und ihre Gedanken drehten sich dabei nicht um Myat Rodgers.

»Mary«, meinte sie langsam, »wenn Frau Judson sich um ihr eigenes Baby kümmern muss ... glaubst du, dass sie uns dann noch haben will?«

Len-Lay hielt an und blickte ihre Schwester an. Sie hätte beinahe gesagt: Aber natürlich! Aber etwas hielt sie zurück. Wenn Frau Judson das Baby hatte, hatte sie vielleicht auch keine Zeit mehr, ihnen Birmanisch lesen und schreiben beizubringen. Und als Maung Schway-Bay seine Töchter zu den Judsons gebracht hatte, hatte Ann Judson »ja« gesagt, weil ihre eigenen Arme leer waren. Aber was würde passieren, wenn sie nun ihr eigenes Baby in den Armen halten würde?

»Ich weiß es nicht«, sagte sie endlich und nahm Mah-Los Hand. »Wir müssen einfach abwarten. Was können wir denn sonst tun?«

\*\*\*

Koo-Chill kam heute mit Neuigkeiten vom Markt heim: Der König hatte General Bandula befohlen, von der bengalischen Grenze zurückzukommen. Plötzlich änderte sich die Stimmung. General Ban-

dula würde diese Rotröcke in die Flucht schlagen! General Bandula würde die Engländer aus Rangun vertreiben! General Bandula würde Birma retten! Als der General im Oktober auf seinem Weg nach Rangun durch Ava marschierte, war er bereits ein Held.

Das war auch eine gute Nachricht für die Gefangenen. Wieder hörte der Gouverneur der Stadt zu, als Frau Judson ihn um eine bessere Behandlung der Gefangenen anflehte. Sie versüßte ihre Bitte mit Geschenken.

»Eines Tages wird der Magistrat mit seiner Liste wiederkommen – aber dann werden viele Dinge fehlen!«, sagte Len-Lay kichernd zu ihrer Schwester.

Noch ein paar Bestechungen mehr, und die ausländischen Gefangenen wurden wieder aus dem Folterhaus geholt und jeder in einen kleinen Verschlag im inneren Gefängnishof gebracht. Die Wachen erlaubten Frau Judson, ein oder zwei Stunden mit ihrem Mann in seinem Verschlag zu verbringen.

Doch mit fortschreitender Schwangerschaft wurde die Zahl von Anns Besuchen geringer. Sie schien erschöpft und lag oft teilnahmslos auf ihrem Bett. Koo-Chill versuchte ständig, sie mit seinen Gerichten zum Essen zu reizen, aber manchmal war eine kräftige Brühe alles, was sie aß.

Mah-Noo beschäftigte die Mädchen mit dem Ausbessern von Kleidung und mit dem Nähen von Kleidern für das Baby. Viele von Ann Judsons amerikanischen Kleidungsstücken verschwanden und tauchten als eine kleine Decke oder ein Hemdchen wieder auf.

Maung Ing und Len-Lay statteten die täglichen Besuche im Gefängnis ab. Wenn Herr Judson nach Annfragte, grinste Maung Ing immer nur breit und sagte: »Frau Joodthan sagt, ich soll dir ausrichten, dass das Baby ihr Fußtritte versetzt wie ein Eseltreiber seinem Esel!« oder »Frau Joodthan lässt dich herzlich grüßen!« Len-Lay fragte sich, ob Herr Judson jemals merkte, dass Maung Ing seiner Frage auswich.

Der November und der Dezember des Jahres 1824 vergingen mit einigen langweiligen Routinearbeiten. Frau Judson brachte es trotz ihres schlechten Gesundheitszustandes fertig, den Mädchen Unterricht zu geben, indem sie kurze Passagen aus der Bibel als Übungen zum Schreiben und Lesen benutzte, die sie auf Birmanisch auf ein Blatt Papier geschrieben hatte.

Ende Dezember hörten sie ein donnerndes Kanonensignal auf dem Fluss. Das bedeutete schlechte Nachrichten. General Bandulas Hauptangriff war fehlgeschlagen und die Engländer trieben ihn und seine siebentausend Mann zurück.

Herr Judson war nun schon acht Monate lang gefangen. Frau Judson wollte ihn besuchen und ihm Mut machen, aber Maung Ing und Koo-Chill blieben fest: Sie musste ihre Kraft für die Geburt des Kindes aufheben.

Eines Nachts Ende Januar wurde Len-Lay von einem merkwürdigen Geräusch geweckt. Sie setzte sich auf ihrem Strohlager am Fuß von Frau Judsons Bett auf und lauschte. Da war es wieder: ein langes, tiefes Stöhnen.

Sofort krabbelte Len-Lay an die Seite des Bettes. Frau Judson atmete schwer, und ihr Haar war nass vor Schweiß. »Hol Mah-Noo –«

Len-Lay weckte alle auf. »Schnell! Schnell! Das Baby kommt!«

Mah-Noo nahm sofort den Platz an Frau Judsons Seite ein, wrang feuchte Tücher aus und benetzte damit ihren feuchten Körper. Sie löste Frau Judsons Kleider und massierte ihren Bauch sanft. Ihr blindes Gesicht lächelte kurz. »Der Kopf des Babys liegt nach unten; gut!«

Alle warteten gespannt. Die Stille wurde nur durch Frau Judsons schweres Atmen und das tiefe Stöhnen gebrochen, das man alle zehn Minuten hörte. Doch die Stunden vergingen; die Sonne ging auf, und noch war nichts passiert. Koo-Chill machte etwas zu essen, aber niemand war hungrig.

Maung Ing begann, im Wohnzimmer auf und ab zu laufen. »Sie ist zu erschöpft!«, sorgte er sich. »Das Baby kommt nicht!«

»Raus!«, befahl Koo-Chill. »Bringt den Reis ins Gefängnis, aber redet nicht mit Herrn Judson darüber. Habt ihr verstanden? Kein Wort!«

Der bengalische Koch ging dann in das Schlafzimmer. »Ich werde deine Augen sein, Mah-Noo«, meinte er sanft. »Sag mir, was ich tun soll.«

»Wir müssen sie heben«, entgegnete die blinde Frau. »Sie hat nicht die Kraft dazu. Aber sie muss gerade sitzen, damit das Baby kommen kann.«

Zärtlich half der starke Mann Frau Judson zu einer sitzenden Position. Sie war so schwach, dass ihr gan-

zes Gewicht auf ihm ruhte. Ihr Kopf rollte hin und her. Angstvoll beobachteten Len-Lay und Mah-Lo alles durch die Tür.

Langsam beschritt die Sonne ihren Bogen am Himmel und versank dann hinter den Spitzen der goldenen Pagoden. Manchmal kamen Mah-Noos oder Koo-Chill für eine kurze Pause aus dem Schlafzimmer. Die Mädchen holten schnell frisches, kühles Wasser oder saubere Tücher, wenn sie gebeten wurden; ansonsten kauerten sie direkt vor der Schlafzimmertür. Maung Ing jedoch ging im Hof auf und ab und betete zu Jesus Christus.

Im Haus wurde es dunkel. Kerzen wurden angezündet. Fast zwanzig Stunden waren vergangen, seit Len-Lay zuerst alle im Haus geweckt hatte. Plötzlich verzog sich Frau Judsons Gesicht zu einer letzten, großen Anstrengung.

»Ja, ja. Jetzt pressen!« Mah-Noos gab beruhigende Anweisungen. »Pressen! Pressen!«

Das Stöhnen wurde zu Schreien. Len-Lay und Mah-Lo klammerten sich vor der Tür aneinander und verbargen ihre Gesichter. Immer weiter schrie Frau Judson, nur von Mah-Noos Befehlen unterbrochen: »Pressen! Pressen!«

Und dann war plötzlich alles still. Zu still.

Dann hörten sie Mah-Noos weiche, drängende Stimme. »Schrei, Kleines, schrei!«

Maung Ing schaute mit großen Augen von der Veranda aus ins Haus. Len-Lay schüttelte den Kopf; sie wollte ihm sagen, dass sie nicht wusste, was da vorging.

Dann gruben sich Mah-Los Finger in Len-Lays Arm.  
Sie hörten es aus dem Schlafzimmer: einen langen,  
dünnen Schrei.

Der Schrei eines Babys!



# Verschwunden

**A**uch Maung Ing hörte das Schreien des Babys. Er eilte zu den beiden Mädchen und umarmte sie freudig. »Gelobt sei Gott, unser Vater!«, rief er, während Tränen seine Wangen hinunterliefen. »Das Baby lebt!«

Koo-Chill kam zur Tür des Schlafzimmers. Ein müdes Lächeln breitete sich auf seinem runden Gesicht aus. »Kommt herein – nur einen Augenblick«, sagte er zu den Mädchen. »Frau Joodthan fragt nach euch.«

Schüchtern betraten Len-Lay und Mah-Lo das winzige Zimmer. Frau Judson lag auf dem Bett und ihr dunkles Haar lag zerzaust und feucht auf dem Kissen. In ihrer Armbeuge hielt sie das Baby, das in eine von Mah-Noos selbst gemachten Decken gewickelt war und seine Faust in den Mund gesteckt hatte.

Frau Judson lächelte schwach. Mit Mühe nahm sie das winzige Bündel und streckte es Len-Lay entgegen. »Mary und Abby«, flüsterte sie, »ihr sollt eure neue kleine Schwester kennen lernen ... Maria Elisabeth.«

Len-Lay schaute Mah-Lo an und der Blick beider Mädchen sagte dasselbe: Sie hat das Baby ›unsere kleine Schwester‹ genannt!



Len-Lay nahm das Bündel und setzte sich auf eine Ecke des Bettes. Mah-Lo schob die Decke ein wenig beiseite, um besser sehen zu können. Das Baby war noch nicht einmal gewaschen; es war klein und weiß und nicht besonders hübsch. Aber Len-Lay küsste es sanft auf die Stirn, bevor sie es Frau Judson zurückgab.

Frau Judson schlief noch die ganze Nacht und fast den ganzen nächsten Tag und die Nacht, bis auf kurze Pausen, in denen sie die kleine Maria stillte. Am nächsten Tag überbrachten Maung Ing und Len-Lay die gute Nachricht Herrn Judson im Gefängnis.

»Er ist so glücklich, Frau Joodthan!«, berichtete Maung Ing strahlend. »Er sagt, er kann es nicht abwarten, Sie und die kleine Maria zu sehen. Sie sollen ausruhen und Kraft sammeln.«

Was Maung Ing Frau Judson nicht erzählt hatte, war – und Len-Lay wusste es –, dass Herr Judson bei der Nachricht, dass seine Frau und das Baby beide lebten, sein Gesicht in den Händen vergraben und geweint hatte.

Am zweiten Tag saß Frau Judson schon im Bett aufrecht und nippte an Koo-Chills köstlicher Brühe. Mah-Lo saß im Schneidersitz am Fußende ihres Bettes und drückte das schlafende Baby an sich. Len-Lay kniete neben ihrer Pflegemutter und bürstete ihr volles, dunkles Haar.

»Liebe Mary! Liebe Abby!«, sagte Frau Judson, als sie ihre leere Schale absetzte. »Ihr wart so ein großer Trost für mich. Denkt ihr, ihr könntet ... würdet ihr mich bitte ›Mama Ann‹ nennen – statt Frau Judson?«

Len-Lay hörte mit dem Bürsten auf. Mah-Lo sah überrascht aus.

»Natürlich werden wir immer Mah-Kyi und Maung Schway-Bay als eure leiblichen Eltern ehren«, beeilte sich Frau Judson zu sagen. »Aber weil wir sozusagen eure zweite Familie sind ... vielleicht könntet ihr uns Mama Ann und Papa Don nennen?« Frau Judson blickte unsicher von einem Mädchen zum anderen.

Plötzlich legte Mah-Lo das Baby ab, warf sich in Frau Judsons Arme und brach in Tränen aus. Nun war Frau Judson an der Reihe verblüfft zu sein.

»Oh weh, oh weh«, sagte sie, während sie die schluchzende Mah-Lo hielt. »Ich wollte dich wirklich nicht aus der Fassung bringen, Abby. Wir vergessen das Ganze einfach.«

»Ohhh, Frau Judson«, jammerte das kleine Mädchen. »Sie würden mich nicht haben wollen, wenn sie wüssten, was ich getan habe!« Und sie weinte noch heftiger.

Frau Judson schaute Len-Lay verständnislos an.

Len-Lays Mund wurde plötzlich ganz trocken. Sie ergriff die Bürste, schluckte schwer und sagte schließlich halb flüsternd: »Wissen Sie, Frau Judson, es ist alles unsere Schuld, dass Herr Judson jetzt im Gefängnis ist.«

Ann Judsons Augen weiteten sich. »Was sagst du denn da bloß für einen Unsinn? Es ist natürlich nicht eure –«

Jetzt, wo Len-Lay angefangen hatte, brachen die Worte nur so aus ihr hervor. »Erinnern Sie sich nicht an den Tag, an dem Herr Judson uns mit einer Nach-

richt zu Herrn Gouger geschickt hat? Und – und Herr Gouger uns Geld gegeben hat, das wir Herrn Judson überbringen sollten?«

Frau Judson nickte stirnrunzelnd.

»Also, wir haben Myat Rodgers auf dem Nachhauseweg getroffen, und er wollte wissen, was wir machen. Mah-Lo – ich meine Abby – hat ihm das mit dem Geld gesagt. Aber sie hat das nicht so gemeint! Wir konnten doch nicht wissen, dass Herr Judson ins Gefängnis kommt, weil er von dem Engländer Geld genommen hat! Myat muss es irgendjemandem erzählt haben – denn – denn die schrecklichen Gefleckten Gesichter haben Herrn Judson geholt! Und – und wir haben gehört, wie der Magistrat Ihnen gesagt hat, dass Herr Gouger Herrn Judson wegen Spionage bezahlen muss!«

Jetzt warf Len-Lay ihr Gesicht in Frau Judsons Schoß.

»Oh, Frau Judson!« Sie brach ebenfalls in Tränen aus.

»Nun werden Sie uns hassen und uns wegschicken – für immer!«

Nun war das Geheimnis erzählt. Len-Lay und Mah-Lo waren von Weinen geschüttelt. Dann fühlte Len-Lay, wie Frau Judsons Hände sie hochhoben.

»Still, still jetzt, ihr beide«, sagte sie fest. »Schaut mich mal an.«

Allmählich hörte das Schluchzen auf. Len-Lay und Mah-Lo setzten sich auf, hielten aber ihren Blick gesenkt. Frau Judson hob die Gesichter der Mädchen:

»Mary und Abby. Schaut mich an.«

Schließlich hoben die Mädchen ihren Blick.

»Hört mal gut zu. Es stimmt, dass Herr Judson festgenommen wurde, weil der Gouverneur herausgefunden hat, dass Henry Gouger ihm Geld gegeben hat. Aber das ist nicht eure Schuld! Der Magistrat hat alle Rechnungsbücher von Herrn Gouger mitgenommen und da stand alles drin: Soundso viel Geld hatte er Herrn Judson in diesem Monat, soundso viel im nächsten gegeben usw. Versteht ihr? Er hat das herausgefunden, weil Herr Gouger alles in seine Bücher eingetragen hatte – nicht, weil ihr es Myat erzählt habt.«

Es dauerte einige Zeit, bis die Mädchen die Bedeutung von Frau Judsons Worten begriffen. Dann spürte Len-Lay, wie ihr ein Stein vom Herzen fiel. Frau Judson war nicht böse. Sie gab ihnen nicht die Schuld. Es war überhaupt nicht ihre Schuld.

»A-aber was ist mit dem Geld?«, stotterte Mah-Lo. Len-Lay wusste, was sie wissen wollte: War es Spionagegeld?

Frau Judson lachte kurz auf. »Ich habe das dem Magistrat zu erklären versucht, aber er wollte nicht hören. Herr Gouger hat einfach unsere Schecks eingelöst.«

Die Mädchen schauten sie verständnislos an. Was bedeutete das, Schecks einlösen?

Maria Elisabeth begann sich zu bewegen. Frau Judson nahm das Baby auf und klopfte ihm auf den Rücken. »Wisst ihr«, fuhr sie fort, »es ist gefährlich, Geld in einem Brief zu schicken. Wenn also der Missionsvorstand in Amerika für unsere Unterstützung Geld sammelt, dann gehen sie auf die Bank und senden uns einen Scheck – ein Stück Papier, auf dem der

Geldbetrag steht. Und wir müssen dann den Scheck hier zu einer Bank bringen und die Bank muss uns dann das Geld geben. Später holt sich diese Bank das Geld von der amerikanischen Bank wieder zurück.«

»Aber«, wunderte sich Len-Lay, »es gibt doch keine Bank in Birma.«

»Genau«, sagte Frau Judson seufzend. »Deshalb haben wir unsere Schecks Herrn Gouger gegeben und er hat uns das Geld gegeben. Dann hat er die Schecks an seine Bank in England geschickt –«

Maria Elisabeth unterbrach sie mit einem kräftigen Schrei und Frau Judson gab es auf, die Sache mit der Bank zu erklären. Die Mädchen kletterten vom Bett. Aber an der Tür drehte sich Mah-Lo um und blies zwei Küsse.

»Einer für Maria«, sagte sie mit einem scheuen Lächeln, »und einer für Mama Ann.«

\*\*\*

Das Baby war schon zwanzig Tage alt, als Frau Judson kräftig genug war, zum Gefängnis zu laufen. Maung Ing und die beiden Mädchen gingen mit. Sie trugen so viel Reis, Gemüse und Obst, wie Koo-Chill hatte erstehen können.

Herr Judson war hager und seine zerrissenen Kleider schlotterten an ihm. Aber als er seine kleine Tochter in den Arm nahm, erhellte sich sein Gesicht. Das Baby war winzig, aber mit seiner kräftigen Faust wedelte es ihm ins Gesicht. Sogar zwei oder drei Gefleckte Gesichter schauten zu ihnen herüber; sie hatten noch nie ein so bleiches und weißes Baby gesehen.

Am nächsten Tag brachte Maung Ing ein Gedicht mit, das Herr Judson in seinem Verschlag im Gefängnishof geschrieben hatte.

Frau Judson entfaltete das kleine Stück Papier und las die Worte zärtlich vor:

*»Schlaf, kleiner Liebling, schlaf,  
ruhend an deiner Mutter Brust;  
lass keinen groben Klang von Kettenklirren  
deinen sanften Schlaf stören.«*

Aber zwei Wochen später sagten die Gefängniswachen der kleinen Familie grob, dass sie Herrn Judson nicht sehen könnte. Alle ausländischen Gefangenen waren zurück ins Folterhaus gebracht worden. Ann Judson ging daraufhin sofort zum Gouverneur.

»Bittet mich nicht mehr um irgendwelche Gefallen!«, sagte ihr der alte Mann. »Geht. Ich kann Euch nicht mehr helfen.«

Aber Frau Judson war hartnäckig. Innerhalb weniger Tage war sie wieder da, mit ihrem Baby und den beiden birmanischen Mädchen an ihrer Seite, und flehte den Gouverneur an, die Gefangenen auf den Hof zu lassen.

»Ihr wisst nicht, worum Ihr bittet!«, schrie der Gouverneur. »Der Bruder des Königs hat stark angedeutet, dass die Gefangenen getötet werden sollen. Ich habe sie ins Gefängnisgebäude hineinbringen lassen – außer Sichtweite – um ihnen das Leben zu retten.« Der alte Mann sah aus, als würde er gleich zu weinen anfangen. »Jetzt geht! Bleibt zu Hause, wenn Euch das Leben Eures Mannes lieb ist.«

Len-Lay wusste, dass ihre Pflegemutter sich nun ernstlich Sorgen um das Leben ihres Mannes machte. Sie beschäftigte sich mit den Dingen im Haus, kümmerte sich um Maria Elisabeth und unterrichtete die Mädchen auch weiter. Aber jeden Tag, wenn Maung Ing von seiner Essensübergabe zurückkam, fragte sie ihn sofort, ob er Nachricht von ihrem Mann habe. Aber es gab keine.

Der Februar zog sich dahin und es war mittlerweile März. Der Käfig von Herrn Verzeihung hing noch immer leer von dem Verandadach herunter. Immer wenn die Mädchen zu ihm aufschauten, fühlten sie sich traurig. Und seitdem die Engländer die Küstenstadt Rangun eingenommen hatten, war auch noch keine Nachricht von der Mission dort gekommen. Warum bekamen sie nicht wenigstens einen Brief? War ihr Vater, Maung Schway-Bay, tot oder lebendig? Würden sie ihn jemals wiedersehen?

Zweimal, als Len-Lay mit Maung Ing den Gefangenen Essen brachte, tauchte auch Myat auf, als hätte er auf sie gewartet. Er sagte wenig, aber seine teuren Kleider hatten ihren Glanz verloren und er sah dünner aus. Jedesmal gab er ihnen ein paar Bananen, Mangos oder Erdnüsse für seinen Vater dazu und dann verschwand er so schnell, wie er gekommen war.

»Dieser Junge braucht eine Familie«, hatte Maung Ing geknurr.

\*\*\*

Ende März wurden sie eines Morgens ganz früh mit einem ›Bumm!‹ geweckt – dem Geräusch einer



Kanone am Fluss. Dann folgte ein zweites ›Bumm!‹. Der kleine Haushalt versammelte sich auf der Veranda des Missionshauses. Was hatte das zu bedeuten?

›General Bandula hat einen Sieg errungen, das bedeutet es‹, sagte Koo-Chill. Er eilte zum Markt, so schnell er konnte, um dort die neuesten Nachrichten zu hören. Gerüchte verbreiteten sich wie ein Lauffeuer, aber keiner wusste Genaueres.

Nicht einmal die beiden Kanonensignale änderten etwas an der Situation der Gefangenen. Die Aufseher des Todesgefängnisses nahmen die tägliche Essensration mit einem Knurren entgegen und schlugen das Tor hinter sich zu. Len-Lay fragte sich, ob sie das Essen wirklich den Gefangenen gaben oder sie hungern ließen – aber sie sprach ihre Sorge nicht aus.

Die milden Temperaturen von Birmas ›Winter‹ änderten sich langsam und es wurde wärmer und feuchter. Dann kam das Kanonensignal noch einmal. Diesmal war das, was sich durch Ava rasend schnell verbreitete, kein Gerücht, sondern eine Tatsache: Die Engländer hatten General Bandula im Kampf umgebracht.

Die Bewohner von Ava gerieten völlig in Panik. Einige Familien luden ihren Besitz auf Ochsenkarren und verließen die Stadt. Prinzessin Sarawaddy sandte eine dringende Nachricht an Frau Judson, die daraufhin mit Maria und den beiden Mädchen zum Palast eilte. Die Ehefrauen einiger Hofbeamten und die königliche Familie selbst waren dort.

Die Prinzessin fragte Frau Judson, was sie denn machen sollten. Sollten sie bleiben und den eng-

lischen Soldaten tapfer gegenüberreten? Sollten sie die Stadt verlassen? Würden die englischen Soldaten sie umbringen – oder sie zu Sklaven machen – oder noch Schlimmeres?

»Nein, nein«, versicherte ihnen Frau Judson. »Die Engländer bringen keine Zivilpersonen um – schon gar nicht Frauen. In Wirklichkeit wollen sie Birma gar nicht. Wenn die birmanische Armee die Kämpfe einstellt, werden sie einen Friedensvertrag machen und abziehen.«

Die Frauen sahen einander erstaunt an. Sie wussten nicht, ob sie der Ausländerin glauben sollten oder nicht.

Sechs Wochen waren vorbeigegangen, seit man Ann Judson nicht mehr erlaubt hatte, ihren Mann zu sehen, aber sie konnte nicht aufgeben. Wieder einmal ging sie zum Haus des Gouverneurs – und diesmal hatte sie Erfolg. Er hatte ihr endlich die Erlaubnis gegeben, einen Besuch im Gefängnis zu machen!

Frau Judson ließ das Baby Maria zu Hause bei Mah-Noo und den Mädchen und ging in Begleitung von Maung Ing zum Gefängnis. Aber als sie zurückkehrte, sah Len-Lay, dass sie geweint hatte.

»Mama Ann«, sagte sie, »haben sie dich weggeschickt?«

Frau Judson sank in den Schaukelstuhl und zog die Mädchen an sich. »Nein. Sie ließen Adoniram an die Gefängnistür kommen. Aber ... er hat jetzt fünf Fußketten; er kann kaum laufen. Und dieser Dreck! Es ist ... unaussprechlich grausam!« Sie brach in Tränen aus, als die Mädchen versuchten, sie zu trösten.

Eine Woche später, am 2. Mai 1825, wollte Frau Judson ihren Mann alleine besuchen. Sogar mit der Erlaubnis des Gouverneurs dauerte es oft sehr lange, bis sie die Gefleckten Gesichter dazu bringen konnte, Herrn Judson aus dem Gefängnisgebäude herauszuholen. Aber weil sie dem Gefangenen Essen brachte, kam sie zumindest durch das Tor.

Heute war sie schon ungewöhnlich lange fort und Maung Ing begann sich bereits Sorgen zu machen, als sie lächelnd zurückkehrte. »Heute ist etwas sehr Seltsames passiert«, sagte sie, während sie ihr feuchtes Gesicht abwischte und sich in den Schaukelstuhl fallen ließ. »Die Gefleckten Gesichter ließen mich mit Adoniram sprechen, aber dann kam ein Diener und sagte, der Gouverneur wolle mich sofort sprechen. Anfangs hatte ich Angst – aber er wollte mich etwas über seine europäische Uhr fragen, die nicht richtig ging! Er servierte mir Tee und wir haben lange miteinander geredet. Aber vielleicht ist das ein gutes Zeichen; er war wieder so freundlich.«

Len-Lay brachte ihr das Baby Maria zum Füttern und die Mädchen setzten sich zu Frau Judsons Füßen für ihre Lesestunde. Mah-Noo, Maung Ing und Koo-Chill diskutierten leise darüber, was sie im Gemüsegarten anpflanzen sollten, als sie eine vertraute Stimme hörten, die sie von draußen eindringlich rief.

»Maung Ing! Len-Lay! Mah-Lo! Kommt schnell!«

Len-Lay schaute verwirrt auf. »Nanu, das ist ja Myat!«, sagte sie.

Die Mädchen und Maung Ing liefen eilig auf die Veranda, gefolgt von Koo-Chill und Frau Judson.

Myat Rodgers hielt sich an dem Gartentor fest und versuchte, wieder zu Atem zu kommen.

»Sie sind weg! Sie sind alle weg!«, keuchte er.

»Wer ist weg?«, wollte Maung Ing wissen.

»Die Gefangenen! Alle ausländischen Gefangenen sind weggebracht worden!«

»Das ist doch unmöglich«, meinte Frau Judson. »Ich habe meinen Mann erst heute Morgen besucht.«

»Aber ich war doch dort!«, beharrte Myat. »Ich sage euch, sie sind weg, und die Gefleckten Gesichter auch!«

»Wo sind sie? Wohin hat man sie denn gebracht?«, fragte Maung Ing.

»Ich – ich weiß nicht«, antwortete Myat. »Ich habe jeden gefragt, aber niemand wollte es mir sagen. Sie sind einfach – verschwunden!«

## Der Weg nach Oung-Pen-La

Frau Judson, die ihr Baby der Obhut Mah-Noos übergab, lief mit Myat und den anderen die drei Kilometer zum Todesgefängnis, um selbst zu sehen, was los war. »Machen Sie auf! Machen Sie auf!«, rief sie, während sie laut an das äußere Tor klopfte.

Das Gefängnis schien außergewöhnlich ruhig zu sein. Erst nach einer langen Weile öffnete ein Geflecktes Gesicht das Tor wenige Zentimeter.

»Ich möchte meinen Mann sehen«, verlangte Frau Judson.

»Gehen Sie weg«, antwortete das Gefleckte Gesicht höhnisch. »Er ist nicht hier.«

»Aber wo ist er denn? Wohin haben Sie ihn gebracht?«, rief sie, doch das Tor wurde ihr vor der Nase zugeschlagen.

Völlig außer sich schaute Frau Judson hin und her auf die schmutzigen Straßen, die das Gefängnis umgaben. Maung Ing trat zu ihr und nahm sie bei den Schultern. »Frau Joodthan, hören Sie auf! Hören Sie einen Augenblick auf. Wir müssen überlegen, was zu tun ist.«

Maung Ings fester Griff hatte eine beruhigende Wirkung auf Frau Judson. »Ja ... ja, Sie haben recht. Wir müssen überlegen.«

Maung Ing hob sein Gesicht zum Himmel. »Vater unser im Himmel, geheiligt werde dein Name ...«



Frau Judson kniete sich in den Staub und betete mit ihm das Vaterunser. Len-Lay fiel ebenfalls auf ihre Knie und zog Mah-Lo auch neben sich herunter. Myat stand neben Koo-Chill und riss die Augen auf vor Erstaunen.

»... und erlöse uns von allem Übel. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.«

Die kleine Gruppe stand auf.

»Ich muss zurück zum Gouverneur«, verkündete Frau Judson.

»Eine gute Idee«, pflichtete ihr Maung Ing bei. »Nehmen Sie Mah-Lo mit. Wir anderen werden uns in den Straßen verteilen und sehen, ob wir irgendetwas erfahren können.«

Während Frau Judson und Mah-Lo die Richtung zu dem Haus des Gouverneurs einschlugen, schickte Maung Ing Koo-Chill und Len-Lay zum Marktplatz und Myat zum Fluss. Er selbst eilte in eine andere Richtung davon.

Dem Beispiel Koo-Chills folgend fragte Len-Lay jeden, den sie traf: »Habt ihr die ausländischen Gefangenen gesehen? Wisst ihr, wohin man sie gebracht hat?« Einer nach dem anderen jedoch schüttelte den Kopf oder sie schauten einfach weg, als ob sie nicht gehört hätten. Len-Lay versuchte, den Koch nicht aus den Augen zu verlieren, während sie sich vom einen Ende des Marktes bis zum anderen durchfragten. Ab und zu trafen sich ihre Blicke, aber er schüttelte auch den Kopf: Kein Glück.

Dann sah sie, wie Koo-Chill mit einer alten Frau sprach, die in eine bestimmte Richtung zeigte. Als sie aber den Arm Koo-Chills fasste, war die alte Frau bereits wieder in der Menge verschwunden.

»Was hat sie gesagt?«, fragte sie aufgeregt.

Koo-Chill legte einen Finger auf seine Lippen, nahm Len-Lays Hand und lief mit ihr zum Missionshaus. Frau Judson und Mah-Lo waren schon da; sie unterhielten sich gerade mit Mah-Noo. Auch Maung Ing kam innerhalb kurzer Zeit. Als er eintrat, fingen alle gleichzeitig an zu reden, aber Maung Ing sagte: »Schscht! Seid ruhig! Hört erst einmal Frau Judson zu!«

Frau Judsons Gesicht war vor Sorgen ganz angespannt. »Der Gouverneur hat gerade heute Morgen herausgefunden, dass der neue General – der Nachfolger von General Bandula, sein Name ist Pakun Wan – angeordnet hat, dass die Gefangenen woanders hingebracht werden. Deshalb hat er eine Botschaft an mich gesandt, dass ich dringend zu ihm kommen soll – um mir den Schreck zu ersparen, glaube ich.«

»Oder um Sie daran zu hindern, eine Szene zu machen«, brummte Koo-Chill.

»Eines weiß ich aber genau: Sie leben noch!«, verkündete Maung Ing jetzt. »Ich bin zu dem Platz gegangen, an dem die Gefangenen hingerichtet werden; er war leer und es war dort nur altes Blut.«

In Frau Judsons Augen schimmerten Tränen. »Gott sei Dank!«, rief sie aus. Sie ließ sich in ihren Schaukelstuhl sinken.

Len-Lay zupfte Koo-Chill am Ärmel. »Was hat die alte Frau denn gesagt?«

Alle Blicke richteten sich auf den Koch.

»Wir haben jeden, den wir getroffen haben, gefragt, ob sie die ausländischen Gefangenen gesehen hätten. Eine alte Frau hat mir zugeflüstert: ›Amarapura – schau in Amarapura!‹, und sie hat in Richtung Norden gedeutet.«

»Die alte Königsstadt!«, rief Maung Ing. »Wir müssen uns sofort auf den Weg dorthin machen!«

»Nein ... warte.« Frau Judson wischte sich die Tränen ab. »Wir können nicht alle gehen. Maung Ing – du musst hier bei Mah-Noo bleiben und dich um das Missionshaus kümmern. Die Mädchen werden mit mir gehen; ich brauche sie als Hilfe für Maria. Koo-Chill begleitet uns auch.«

Maung Ing wollte protestieren, aber alle redeten wieder durcheinander. Plötzlich hörten sie auf der Veranda eine vertraute Stimme, die rief: »Hallo! Hallo! Jemand zu Hause?«

Maung Ing und die Mädchen stürzten nach draußen. Am Terrassengeländer saß Herr Verzeihung. Er stellte seinen Kopf schief und begrüßte sie: »Hallo!«

Maung Ings Gesicht verriet eine Mischung von Erstaunen und Freude. Die Mädchen grinsten von einem Ohr zum anderen, als er den leuchtend grünen Papagei vorsichtig auf den Finger nahm und ihn zurück in seinen Weidenkäfig setzte.

Frau Judson, die an der Tür stand, lächelte, während ihr erneut die Tränen die Wangen herunterliefen. »Willkommen zu Hause, Herr Verzeihung. Vielleicht



hat Gott dich zurückgeschickt ... als ein Hoffnungszeichen!«

\*\*\*

Als Len-Lay aufwachte, fühlte sie sich steif, und alles tat ihr weh. Sie sah sich um. Sie war auf dem Deck des kleinen geschlossenen Bootes, das Koo-Chill gestern aufgetrieben hatte, eingeschlafen. Koo-Chill saß im Bug. In seinen dicken Armen hielt er Mah-Lo, die auf seinem Schoß saß. Daneben versuchte Frau Judson, die unruhige Maria zu besänftigen.

So viel war in den letzten vierundzwanzig Stunden passiert! Frau Judson hatte Kleider, Schlafmatten, ein paar Töpfe und ein paar billige Schmuckstücke als Geschenke in zwei große Koffer gepackt. Dann war Koo-Chill losgezogen, um ein Boot für sie zu suchen, mit dem sie die sechs Kilometer nach Amarapura auf dem Irrawaddy-Fluss hinauffahren konnten. Amarapura war die Königsstadt gewesen, als noch König Bagyidaws Vater König gewesen war.

Aber seit sie sich beim Todesgefängnis in verschiedene Richtungen getrennt hatten, hatte niemand mehr Myat Rodgers gesehen. Len-Lay machte sich Sorgen um ihn. Obwohl er mittlerweile vierzehn Jahre alt und damit fast ein Mann war – es war schon ein Jahr her, seit sie ihn zum ersten Mal getroffen hatten – schien er ohne Familie so allein und hatte niemanden, zu dem er gehen konnte.

Sie hatten noch eine letzte Nacht im Missionshaus verbracht. Dann waren sie früh aufgestanden, um sich auf den Weg zu den Gefangenen zu machen. »Ich will sehen, ob ich Myat finden kann«, hatte

Maung Ing Len-Lay versichert, als sie ins Boot stieg. Mit Herrn Verzeihung auf seiner Schulter winkte er ihnen vom Flussufer aus im frühen Morgenlicht zu.

Nun stand die Sonne schon hoch am Himmel. Len-Lays Kopf tat weh und ihr Mund war ausgetrocknet. Sie kroch unter das Strohdach und schloss ihre Augen wieder.

Als sie ein zweites Mal aufwachte, steuerte der Bootsmann das Boot mit einem Stab an die Anlegestelle in Amarapura. Sie fragte sich, warum sie so müde war. Sie half Koo-Chill und Mah-Lo beim Ausladen des Gepäcks und ließ sich dann auf einem Koffer nieder, während der Koch sich nach einem Wagen umsah.

Frau Judson schritt an der Anlegestelle mit dem Baby im Arm auf und ab. Endlich tauchte Koo-Chill auf mit einem Fahrer und einem quietschenden Wagen mit stabilen Rädern, der von einem mageren Ochsen gezogen wurde. »Versuch es beim Gerichtsgebäude«, sagte Frau Judson, während sie in den Wagen kletterten. Zum Gerichtsgebäude waren es noch einmal drei Kilometer Fahrt durch Amarapura, und der zweirädrige Wagen quietschte und schwankte den ganzen Weg.

Koo-Chill suchte Wasser, während Frau Judson hineinging, um den örtlichen Magistrat zu sprechen. Len-Lay trank das kühle Wasser dankbar, aber sie schüttelte den Kopf, als ihr Koo-Chill einen geräuchernden Fisch anbot. Sie hatte keinen Hunger.

Schließlich kam Frau Judson wieder heraus. »Die Gefangenen wurden in das Dorf Oung-Pen-La gebracht«, meinte sie müde. »Noch einmal zwölf Kilometer in Richtung Norden.«

Der Fahrer wollte nicht mitgehen und Koo-Chill feilschte mit ihm in der heißen Sonne eine halbe Stunde lang, bevor er die große Summe Silbermünzen als Lohn annahm. Mittlerweile weinten das Baby Maria und Mah-Lo vor Hitze und Erschöpfung.

Der Ochsenkarren holperte Kilometer um Kilometer über den ausgefahrenen Weg nach Oung-Pen-La, und knirschender Sand wurde von den Hufen des Ochsen hochgewirbelt, der jedem in Augen, Ohren und Mund stach. Die Sonne schien heiß und unbarmherzig und Len-Lays Kopfschmerzen wurden immer schlimmer.

Die Sonne war endlich hinter den Baumwipfeln verschwunden, als der Ochsenkarren durch das kleine Dorf Oung-Pen-La knarrte. Frau Judson drängte den Fahrer dazu, noch ein kleines Stückchen weiter hinter das Dorf zu fahren, bis sie am ›Gefängnis‹ ankamen: eine verwehrloste Bambushütte, kaum mehr als eine Plattform mit einem kaputten Strohdach, die auf etwa 1,20 Meter hohen Pfählen stand. Die Hütte war von einem Pfahlzaun umgeben – oder besser gesagt, von den Überresten eines Zaunes.

Len-Lay konnte die Gefangenen sehen, die auf der Plattform lagen, während einige Dorfbewohner versuchten, das Dach über ihnen zu reparieren. Schnell half Koo-Chill Frau Judson aus dem Wagen, lud die Koffer aus und bezahlte den mürrischen Fahrer.

Es waren hier nur drei Gefängnisaufseher, und sie waren keine Gefleckten Gesichter. Der Oberaufseher zuckte die Schultern, als Ann Judson bat, mit den Gefangenen sprechen zu dürfen. Als sie die kleinen Stufen zur Plattform hinaufkletterten, sahen sie, dass die

Gefangenen jeweils zu zweit zusammengekettet waren. Ihre Kleider hingen in bloßen Fetzen an ihren knochigen Leibern; das Haar war matt und verschmiert. Aber am schlimmsten waren die Füße, die von dem schmerzhaften Zweitagesmarsch von Ava bis hierher mit offenen, blutigen Blasen bedeckt waren.

»Adoniram«, sagte Frau Judson leise.

Herr Judson – der kaum wieder zu erkennen war – öffnete leicht die Augen.

»Oh, Ann«, stöhnte er. »Warum bist du gekommen? Ich habe gehofft, du würdest uns nicht folgen.« Dann sank er benommen zurück.

Trotz des schrecklichen Zustandes der Gefangenen war Len-Lay froh, Herrn Judson, Henry Gouger und Dr. Price zu sehen. Sogar Herr Rodgers lebte. Und alle waren nicht mehr in dem furchtbaren Todesgefängnis. Koo-Chill gab ihnen etwas Wasser. Dann versammelte sich die kleine Gruppe unter einem Baum, um zu überlegen, woher sie Essen und eine Unterkunft bekommen könnten.

Der Oberaufseher, der durch die Ankunft der Gefangenen und ihrer Besucher verwirrt war – das Gefängnis in Oung-Pen-La hatte offensichtlich jahrelang leer gestanden –, hatte Mitleid mit Frau Judson und ihrer kleinen verwaisten Familie und lud sie ein, die Nacht in seinem Haus zu verbringen. Das Haus aus Bambus und Stroh hatte zwei Räume; die Familie des Aufsehers lebte in einem von ihnen. Der andere diente als Kornspeicher. Koo-Chill und Frau Judson breiteten ihre Schlafmatten neben den Kornvorräten aus.

»Mama Ann«, wisperte Len-Lay Frau Judson nach dem Gutenachtkuss zu. »Ich fühle mich nicht wohl.«

»Ich weiß, ich weiß«, flüsterte ihre Pflegemutter zurück. »Es war ein schrecklicher Tag. Du wirst dich sicher besser fühlen, wenn du ausgeschlafen hast.«

Aber Len-Lay schlief nicht gut. Die Kopfschmerzen pochten hinter ihren Augen; die ganze Nacht lang dachte sie, ein Schwarm Insekten dröhne in ihren Ohren. Sie fühlte sich heiß und unruhig. Manchmal dachte sie sogar, sie würde noch immer in dem unbequemen Ochsenkarren hin- und hergeschaukelt.

Gegen Morgen fiel sie in einen unruhigen Schlaf; sie träumte, sie rannte und rannte, um ihren Vater zu finden, Maung Schway-Bay ... dann suchte sie plötzlich Myat Rodgers ... und rief immer wieder Herrn Verzeihung.

»Sie hat Fieber«, hörte sie jemanden sagen. Es war Koo-Chill.

»Schau, Mama Ann«, sagte die Stimme eines Mädchens. »Sie hat merkwürdige Flecken im Gesicht.«

Die Stimme einer Frau: »Oh, Koo-Chill, glaubst du –«  
»Ich weiß es nicht«, sagte Koo-Chill. »Aber es könnte sein.«

»Oh, Vater im Himmel! Was machen wir bloß?«

»Was ist es, Mama Ann? Was ist los mit Len-Lay?«

Schweigen. Len-Lay dachte, dass sie vielleicht immer noch träumte. Ihr Kopf tat weh, und es war so heiß. Dann hörte sie wieder Frau Judsons Stimme.

»Sie hat die Pocken.«

## Der Tiger

Als Dr. Price hörte, wie Frau Judson Len-Lays Symptome beschrieb – hohes Fieber, Kopfschmerzen, Erbrechen und kleine rote Punkte auf Gesicht, Rücken und Armen –, bestätigte er den Befund.

Nach ein paar Tagen sank das Fieber, aber die kleinen roten Punkte waren zu Wasserblasen geworden, die Len-Lays Körper bedeckten. Sie lag in dem Kornspeicher im Haus des Gefängnisaufsehers, zu krank und müde, um sich darum zu kümmern, was draußen geschah.

Frau Judson flößte Len-Lay gerade kräftige Brühe ein, als Koo-Chill von einem Besuch bei den Gefangenen zurückkam. »Henry Gougers Diener ist heute mit einem Sack Reis und gesalzenem Fisch aufgetaucht, die er mit uns allen teilen will«, berichtete er. »Das löst erst einmal unser Essensproblem.«

Frau Judson nickte, aber ihre Gedanken waren woanders. »Ich mache mir Sorgen um Abby und die kleine Maria. Ich wurde in Amerika gegen Pocken geimpft – aber die Kinder sind es natürlich nicht. Ich bin sicher, dass sie sich anstecken werden.«

»Oh, da fällt mir ein«, begann Koo-Chill und nahm die Schale mit der Suppe Frau Judson aus der Hand. »Dr. Price möchte Sie im Gefängnis sprechen. Keine Angst. Ich



hatte die Pocken schon als Kind.« Koo-Chill scheuchte sie weg und fütterte Len-Lay selbst mit dem Rest der Brühe.

Als Frau Judson vom Gefängnis zurückkehrte, verrieten ihre Augen, dass sie ein wenig Angst hatte, aber sie begann, entschlossen in einem der Koffer zu wühlen. »Dr. Price meint, ich soll die anderen Kinder sofort impfen, bevor Mary zu ansteckend wird. Koo-Chill, bitte such Abby – sie spielt irgendwo mit dem Baby. Hmm – wo sind bloß die Kerzen, die wir mitgenommen haben?«

Als Koo-Chill Mah-Lo und das Baby in den Kornspeicher brachte, hatte Frau Judson schon eine Kerze an der Kochstelle der Frau des Aufsehers angezündet und sterilisierte gerade eine ihrer Nähnadeln in der Flamme.

»Mary und Abby, hört mir gut zu«, sagte sie sanft. »Ich werde mit dieser Nadel in eine von Marys Blasen stechen, und dann steche ich dir damit in den Arm, Abby. Dann werde ich dasselbe mit Maria machen. Du musst ganz still halten, damit ich dich nicht verletze.«

Die Frau des Aufsehers war sehr neugierig; sie sah von der Tür aus zu. Nachdem Frau Judson erklärt hatte, was sie tun wollte, verschwand die Frau, aber sie war in wenigen Minuten mit ihren vier nackten Kindern zurück. »Bitte gib ihnen die kleinen Pocken«, bat sie. Später meinte sie zu Koo-Chill: »Wenn die amerikanische Frau ihre eigenen Kinder mit Pocken sticht, dann muss das gut sein.«

Len-Lays Blasen füllten sich jedoch bald mit Eiter und das hohe Fieber kehrte zurück. Tag und Nacht

verschwammen, leise Stimmen drangen in ihr Bewusstsein und verschwanden wieder. Ihr Körper fühlte sich an, als ob er brenne, und sie hätte sich am liebsten die Haut vom Körper gerissen. Aber sie konnte ihre Hände gar nicht bewegen. Sie schlug mit den Armen um sich und schrie laut auf, bis sie wieder in einen erschöpften Schlaf fiel.

Am zwölften Tag nach dem Verlassen Avas öffnete Len-Lay die Augen und starrte in einen Raum, der ihr nicht vertraut war. Wo war sie bloß? Wo waren Mah-Noo, Maung Ing und Herr Verzeihung? Dann dämmerte es ihr langsam: Sie war im Haus des Gefängnisaufsehers in Oung-Pen-La, und sie war sehr, sehr krank gewesen.

Sie versuchte aufzustehen, aber ihre Hände waren mit weichen Tüchern am Boden fest gebunden. »Mama Ann!«, rief sie erschrocken.

Frau Judson war sofort an ihrer Seite und löste ihr die Lappen. »Sei still, liebe Mary«, besänftigte sie sie. »Wir mussten deine Hände fest binden, damit du dich nicht kratzt und die Infektion verbreitest. Hier – du bist frei.« Ihre Pflegemutter lächelte: »Gelobt sei Gott. Das Fieber ist verschwunden. Du wirst gesund werden.«

Aber Len-Lay musste noch eine weitere Woche im Kornspeicher verharren, bis die Blasen aufbrachen und sich kleine Schorfwunden bildeten. Mah-Lo brachte ihr in der Zwischenzeit die letzten Neuigkeiten.

»Die Gefängnisaufseher haben den Zaun um das Gefängnis herum erneuert, und die Gefangenen



müssen schlafen, während ihre Füße in den Block geschlossen sind. ... Aber wir können sie jederzeit besuchen ... und die Aufseher lassen die Gefangenen in dem Gehege tagsüber herumlaufen ... und es gibt hier keine Ratten ... und die Frau des Aufsehers hat ihre ganze Wäsche gewaschen, und Mama Ann hat dafür gesorgt, dass sie alle ein Bad nehmen durften.«

Hier brach Mah-Lo in schallendes Gelächter aus. »Sie hat alle Kinder aus der Umzäunung gejagt, aber ein paar Jungen sind auf die Bäume geklettert. Sie wollten wissen, was für eine Hautfarbe die Gefangenen unter der Schmutzkruste haben!« Und das kleine Mädchen schoss wieder davon, um mit den Kindern der Wärter zu spielen.

Als Frau Judson Len-Lay endlich erlaubte, mit ihr einen Gefangenenbesuch zu machen, sahen die Gefangenen alle viel besser aus als das letzte Mal, als sie sie gesehen hatte. Ihre Fußwunden waren verheilt und sie trugen nur jeweils eine Kette an ihren Hand- und Fußgelenken. Herr Judson und die anderen begrüßten sie herzlich, obwohl sie nach den elf bitteren Monaten im Todesgefängnis jetzt erst langsam wieder zu Kräften kamen.

»Ann, hast du von irgendjemandem gehört, warum wir hierher gebracht wurden?«, fragte Herr Judson seine Frau voller Sorge.

Sie schüttelte den Kopf. »Alles, was ich weiß, ist, dass der neue General, Pakun-Wun, den Befehl gegeben hat. Wir haben ein Zimmer bei der Familie des Wärters gemietet, und er sagt bloß, dass ›der Tiger‹ euch hierher geschickt hat.«

»Als uns die Gefleckten Gesichter allein gelassen hatten, sagten sie uns, wir würden lebendig verbrannt werden«, fügte Dr. Price hinzu. »Aber ich glaube nicht, dass sie das Dach dieses erbärmlichen Stalls reparieren würden, wenn sie uns umbringen wollten.«

»Seien Sie da nicht so sicher«, mischte sich Herr Rodgers ein. Len-Lay erschrak. Es war das erste Mal, dass sie hörte, dass er an der Unterhaltung teilnahm. »General Pakun-Wun – das aufgeblasene Schwein nennt sich selbst ›der Tiger‹ – wurde hier in Oung-Pen-La geboren. Nach meiner Schätzung plant er, hier an uns ein dreckiges Exempel zu statuieren, wenn er die Engländer besiegt.«

Als sie gerade gehen wollten, hörte Len-Lay Herrn Judson zu seiner Frau sagen: »Gibt es eine Nachricht über mein Kissen?«

Ann starrte ihn an. »Niemand hat an das Kissen gedacht, Adoniram! Wir hatten Angst um dein Leben!«

Er seufzte. »Die Gefleckten Gesichter haben uns so schnell aus dem Todesgefängnis gezerrt, dass niemand Zeit hatte, an irgendetwas zu denken. Ich – ich fürchte, dass es für immer verloren ist ...« Er starrte mit traurigen Augen in die Ferne. »Oh, Ann. So viele Jahre Arbeit – vergebens. Ich bin in jeder Hinsicht gescheitert. Birma ist verloren, verloren.«

Len-Lay hatte das hässliche braune Kissen mit dem mysteriösen Päckchen völlig vergessen. Was redete Papa Don da bloß?

Die Impfung von Mah-Lo und den Kindern des Aufsehers war ein voller Erfolg: Sie hatten sich alle ange-

steckt, doch die Krankheit brach so milde aus, dass es die Kinder kaum vom Spielen abhielt. Doch das arme Baby Maria wurde sehr krank; wie bei Len-Lay bedeckten die hässlichen Blasen ihren Körper von Kopf bis Fuß und sie quälte sich und schrie tagelang.

Doch die Dorfbewohner von Oung-Pen-La hatten von der Impfung gehört. Als sie sahen, dass die Kinder des Aufsehers der schrecklichen Krankheit entkamen, brachten viele von ihnen ebenfalls ihre Kinder für eine Impfung zu Frau Judson. Doch der Stress, nacheinander zwei kranke Kinder zu pflegen, das Handeln mit den Einwohnern um Lebensmittel, die Impfung der Kinder und das Versorgen und Aufmuntern der Gefangenen begannen sich an ihr zu zeigen. Sie war müde und verlor immer mehr Gewicht.

Als das Baby Maria jedoch fast von den Pocken gesund geworden war, ließ Frau Judson die beiden älteren Kinder bei Koo-Chill und mietete einen Wagen vom Dorf, der sie nach Amrapura bringen sollte, damit sie Vorräte und Medikamente besorgen konnte. Sie war mehrere Tage unterwegs, und Koo-Chill, auf dessen breitem Gesicht eine tiefe Furche zu sehen war, beobachtete ständig die Straße.

Endlich tauchte der Wagen auf. Noch bevor er näher kam, konnten die Mädchen das sechs Monate alte Baby wimmern hören. Koo-Chill und die Mädchen rannten dem Wagen entgegen. Frau Judson lag gekrümmt auf dem Boden des Wagens und hielt das schreiende Baby Maria an ihre Brust gedrückt.

»Die Ruhr, glaube ich«, murmelte der Fahrer und deutete mit dem Kopf auf Frau Judson. Len-Lay nahm das Baby, während Koo-Chill Frau Judson

sanft in seinen starken Armen aufhob und sie in den Kornspeicher des Aufsehers brachte und dort auf eine Matte legte.

Frau Judson war so krank, dass sie nichts allein tun konnte, schon gar nicht das Baby versorgen. Maria schrie bereits pausenlos vor Hunger. Koo-Chill, der ungern von Frau Judsons Seite wich, außer, um das Essen für die Familie und die Gefangenen zu machen, drängte: »Len-Lay, das Baby braucht Muttermilch zum Überleben. Sag dem Aufseher, wir müssen eine Birmanin finden, die das Kind stillt!«

Len-Lay fühlte sich hilflos, als sie das schreiende Baby hochhob, das so dünn war, dass seine Ärmchen und Beinchen wie kleine Stöcke aussahen, und suchte eilig den Wärter. Wie konnte sie seine Aufmerksamkeit gewinnen? Sie war ja nur ein Mädchen, und außerdem praktisch eine Fremde. Wenn ihr Mama Ann nur sagen könnte, was sie tun sollte!

Len-Lay fand den Aufseher beim Gefängnis, als er gerade die Klötze reparierte, in denen die Füße der Gefangenen jede Nacht steckten. Als er Marias Schreien hörte, eilte Herr Judson, so schnell es seine Fußketten erlaubten, an Len-Lays Seite und nahm das schluchzende Kind in seine Arme. Ohne nachzudenken wandte sich Len-Lay direkt an den Aufseher. »Oh, Vater«, sagte sie mit einer respektvollen Verbeugung. »Ihr wisst, dass die Frau des amerikanischen Missionars sehr krank ist; sie hat keine Milch für ihr Baby. Wir müssen eine Frau finden, die das Kind stillt, oder es muss sterben.«

Der Wärter schaute böse. »Das geht mich nichts an«, meinte er barsch. »Erst werden mir ohne Warnung

Gefangene geschickt. Mein Reisfeld zeigt schon die Spuren der Vernachlässigung. Dann zieht die Familie des Gefangenen bei mir ein! Nun sind alle krank. Nein! Nein! Nein! Ich werde nicht –«

»Oh großzügiger Vater«, mischte sich Herr Judson ein, während er versuchte, trotz Marias Schreien ruhig zu sprechen. »Ich bin Euch sehr dankbar für alles, was Ihr für mich und meine Familie getan habt. Ich würde Euch nicht bitten, eine Amme für mein Kind zu finden. Nur ... lasst mich zum Dorf gehen, und ich werde eine gute Frau finden, die Mitleid mit uns hat.«

»Unmöglich!«, schnappte der Aufseher.

Mama Ann hat niemals ›unmöglich‹ als eine Antwort akzeptiert, dachte Len-Lay. »Wir werden Euch Geschenke geben«, meinte sie schnell. »Eine Länge Seide für Eure Frau ... und Silbermünzen für Sie.« Noch während sie das sagte, musste Len-Lay schlucken. Wie konnte sie es wagen, dem Aufseher Geschenke anzubieten – Dinge, die ihr nicht einmal gehörten! Aber aus dem Augenwinkel heraus sah sie, dass Herr Judson schwach lächelte.

Und so wurde es beschlossen: Herr Judson durfte das Baby dreimal täglich ins Dorf bringen – seine Handgelenke und Knöchel natürlich sicher angekettet – und eine Birmanin suchen, die das Kind stillte. Len-Lay oder Mah-Lo brachten das Baby ins Gefängnis und begleiteten ihn dann ins Dorf. Aber es war Herr Judson selbst, der in Ketten um Milch für sein hungerndes Kind bettelte und die Sympathie der Frauen im Dorf auf sich zog.

Auf diese Weise überlebte die kleine Maria, und langsam wurde Frau Judson auch wieder gesund. Kriegsnachrichten gab es selten, doch ab und zu sickerten ein paar Berichte durch: Die Engländer hatten die Stadt Prome eingenommen, doch waren sie bisher noch nicht weiter vorgedrungen ... General Pakun-Wun marschierte von Stadt zu Stadt und Dorf zu Dorf, um eine neue Armee gegen die Engländer aufzustellen ... Die neuen Truppen waren nicht ausgebildet, aber zumindest war ihre Zahl groß.

Man hörte auch Gerüchte über das Schicksal der Gefangenen. Der Name des Dorfes, Oung-Pen-La, bedeutete ›Siegesfeld‹. Die Gefangenen sollten laut dieser Gerüchte lebendig vor den birmanischen Truppen begraben werden, während diese zum Kampf gegen die Engländer aufmarschierten. General Pakun-Wun sagte angeblich: »Die ausländischen Gefangenen ins Siegesfeld pflanzen, kann nur die Ernte eines Sieges gegen die ausländischen Eroberer bedeuten!«

Dann erwachte Len-Lay eines Nachts durch lautes Brüllen, das vom Dorf her kam. »Mama Ann!«, schrie sie. »Ein Tiger ist aus dem Dschungel gekommen!«

Aber dann hörte sie Koo-Chills Stimme sagen: »Was ist denn das Verrücktes? Kommt mal her und seht euch das an!«

Len-Lay und Mah-Lo rannten auf die Veranda; Frau Judson, der Aufseher und seine Familie folgten. Direkt vor dem Haus wurde ein hölzerner Käfig abgesetzt, der von sechs Männern getragen wurde. Außerdem waren vier Soldaten dabei. Im Käfig schritt in dem kleinen Raum ein Tiger auf und ab. Die

Rippen des Tieres traten hervor, und es brüllte immer wieder vor Hunger.

»Wo ist der Oberaufseher?«, schrie einer der Soldaten, um das Brüllen des Tigers zu übertönen.

»Heh!«, schrie der Aufseher zurück, der nur einen Lendenschurz trug und völlig aufgebracht war, weil man ihn mitten in der Nacht geweckt hatte. »Was bedeutet das alles?«

»Öffne die Palisade!«, forderte der Soldat. »Wir haben einen weiteren Gefangenen für dich!«

»Was? Ihr müsst verrückt geworden sein! Ich werde keinen ausgehungerten Tiger in mein Gefängnis stecken!«

Der Soldat starrte den Aufseher an. »Öffne die Palisade, du Erbärmlicher. Das ist ein Befehl von General Pakun-Wun!«

## Der offene Käfig

Am nächsten Morgen gingen Len-Lay und Mah-Lo nervös mit dem Essen für die Gefangenen zum Gefängnistor. Innerhalb des Zauns war er: Der Tiger schritt in seinem Käfig auf und ab. Ab und zu ließ er ein unglückliches Brüllen vernehmen.

Die Gefangenen waren darüber auch nicht gerade erfreut. »Wie findet ihr unseren neuen Gefährten, hm, Mary und Abby?«, fragte Herr Judson mit einem müden Lächeln, als er den Mädchen das Essen abnahm. Offensichtlich hatte er in der Nacht nicht genug geschlafen.

Henry Gouger stieß ein kurzes Lachen aus: »General Pakun-Wun hat einen merkwürdigen Sinn für Humor.«

»Humor?!?«, schnauzte Herr Rodgers ärgerlich. »Er hat wahrscheinlich vor, uns dem Tiger zum Fraß vorzuwerfen, sobald er dazu kommt.«



»Seien Sie still, Rodgers«, meinte Dr. Price. »Es gibt keinen Grund, diesen beiden jungen Damen solch einen Schrecken einzujagen.« Er warf einen kritischen Blick auf Len-Lay. »Die Narben von den Pocken sehen gar nicht so schlimm aus, Mary Hasseltine ... Übrigens, habt ihr irgendetwas von meiner Frau gehört, von Mah-Noo?«



Len-Lay schüttelte den Kopf, wendete aber den Blick dabei nicht von dem Tiger. Der Tiger starrte zurück und fletschte die Zähne. Sie hatte Angst vor ihm, aber sie hatte auch Mitleid. »Gibt der Wärter ihm denn nichts zu fressen?«, fragte sie schüchtern.

»Nein, ich gebe ihm nichts!«, dröhnte eine wütende Stimme hinter ihr. Es war der Oberaufseher, der gerade gekommen war, um seinen »neuen« Gefangenen bei Tageslicht zu begutachten. »Ich habe keinen Befehl, diese ... diese erbärmliche Kreatur zu füttern.« Der Aufseher stapfte hin und her, winkte mit den Armen und starrte jeden an. »Wir sind ein armes Dorf! Glaubt der General etwa, wir haben hier ein paar Ziegen, die nur darauf warten, dass sie der Herr Tiger frisst?« Und damit stapfte er wieder aus der Umzäunung.

»Ich glaube nicht, dass General Pakun-Wun gerade an Ziegen gedacht hat ...«, murmelte Herr Rodgers vor sich hin.

Die Mädchen ließen sich überreden, Frau Judson nichts von dem zu erzählen, was Herr Rodgers gesagt hatte. Doch in der Nacht, als sie den Tiger wieder und wieder vor Hunger brüllen hörten, lagen sie mit pochenden Herzen auf ihren Matten. Warum hatte man den Tiger gebracht? Vielleicht hatte Herr Rodgers recht? Hatte General Pakun-Wun befohlen, dass die Gefangenen in diesen schrecklichen Käfig geworfen wurden?

Eines Nachts, als sie sich gerade zum Schlafengehen fertig machten und das pausenlose Brüllen des Tigers immer noch im Hintergrund zu hören war, zog Frau Judson die Mädchen zu sich und sagte: »Ich möchte

euch eine Geschichte erzählen. Es ist eine wahre Geschichte über einen Mann mit Namen Daniel, der vor langer Zeit lebte. Daniel war während eines Krieges gefangen und als Sklave in ein fernes Land gebracht worden. Der König dieses Landes aber mochte Daniel und er gab ihm eine bedeutende Stelle am Königshof –«

»Wie Herr Rodgers eine hatte?«, unterbrach Mah-Lo.

»Ja, ungefähr so eine. Nur, dass Daniel den wahren Gott im Himmel liebte. Und jeden Tag betete er zu Gott – auch wenn es gegen das Gesetz dieses Landes war, niemanden außer den König anzubeten.«

Len-Lay bemerkte, dass Koo-Chill in der Türschwelle des Kornspeichers saß und ebenfalls zuhörte.

»Eines Tages erzählten Daniels Feinde dem König, dass er jeden Tag zu Gott im Himmel betete. Das machte den König traurig, denn er hatte ein Gesetz gemacht, dass jeder, der einen anderen Gott anbetete, in eine Löwengrube geworfen werden sollte!«

Mah-Lo hielt den Atem an.

»Aber ... aber so war das Gesetz, und also warfen die Leute des Königs Daniel in die Löwengrube.«

Len-Lay begann zu zittern. Nun wusste sie, dass Frau Judson sich ebenfalls fragte, ob die Gefangenen dem hungrigen Tiger vorgeworfen würden. Aber warum erzählte sie diese schreckliche Geschichte?

»Am nächsten Tag ging der König zur Löwengrube. Er war sicher, er würde Daniel in Stücke gerissen vorfinden. Aber da saß Daniel in der Löwengrube und ihm war kein Haar gekrümmt!«



»Unmöglich!«, murmelte Koo-Chill in der Tür. Frau Judson tat so, als hätte sie ihn nicht gehört.

»Der König war so aufgeregt, dass er seinen Männern befahl, Daniel aus der Grube zu holen. Daniel erzählte ihm: ›Ich habe zu meinem Gott gebetet und

ihn gebeten, den Löwen das Maul zu stopfen, und wie du siehst, haben sie mich nicht verletzt!«

Frau Judsons Stimme wurde plötzlich ganz weich. »So, liebe Mary und Abby, wir wollen Gott bitten, dass er das Maul dieses Tigers stopft – und den Mund von General Tiger auch!«

Zwei Wochen waren nach der Ankunft des Tigers verflossen.

Dann wachte Len-Lay eines Morgens mit einem merkwürdigen Gefühl auf; irgendetwas war heute anders. Dann merkte sie, was es war: Es war die Stille.

Man hörte den Tiger in der Umzäunung nicht mehr brüllen.

»Mama Ann!«, rief sie aus. Es überfiel sie eine furchtbare Angst, so dass ihr fast die Worte im Halse steckenblieben. Hatte General Pakun-Wun etwa angeordnet, dass ...

Frau Judson stieg bereits mit dem Baby Maria auf dem Arm von der Veranda des Hauses des Aufsehers und rannte in Richtung Gefängnis. Len-Lay, Mah-Lo und Koo-Chill waren ihr dicht auf den Fersen.

Als sie die Straße entlangrannten, wurde plötzlich das Gefängnistor geöffnet, und der Aufseher marschierte heraus. »Aus dem Weg!«, schrie er. »Zurück, zurück!«

Hinter ihm kamen mehrere Dorfbewohner aus dem Tor, die den Körper des toten Tigers hinter sich herzogen. Er bestand nur noch aus Haut und Knochen. »Das arme Tier«, murmelte Frau Judson. »Es ist verhungert.«

Koo-Chill sah erleichtert und verärgert zur gleichen Zeit aus. »Sie brauchen kein Mitleid mit dem Tiger zu haben. Sie haben doch Ihren Gott gebeten, dem Tier das Maul zu stopfen, oder nicht?« Und er drehte sich um und ging zurück zum Haus.

In wenigen Tagen kam einer von Gougers Dienstboten mit einer Neuigkeit zum Gefängnis, und es kam heraus, warum der Aufseher keine weiteren Befehle erhalten hatte. General Pakun-Wun war tot!

»Was?«, rief Herr Rodgers aus, als die beiden Familien im Haus des Aufsehers bei den Gefangenen in der Umzäunung waren. »Ist er im Kampf mit den Engländern gefallen?«

Gougers Diensthote schüttelte den Kopf; seine Augen blitzten. »Nein, nein. Der Tiger hatte König Bagyidaw gebeten, die Truppen des Prinzen befehligen zu dürfen; der König verneinte, weil Pakun-Wun selbst kein Adliger war. Dann bat Pakun-Wun den persönlichen Bewacher des Königs, mit ihm in den Krieg zu ziehen; da wurde der König misstrauisch. Schließlich bat der General den König als Nächstes, zur Mengun-Pagode zu gehen – sie liegt außerhalb von Ava – und dort für den Erfolg des Krieges zu beten.«

»Das klingt ja nach einer Verschwörung. Zuerst nimmt man dem König seinen Bewacher und dann seinen Thron!«, grinste Henry Gouger.

Der Diensthote nickte heftig. »Das ist genau das, was König Bagyidaw gedacht hat! Der König hat den Befehl gegeben, dass man Pakun-Wun entferne aus seiner Goldenen Gegenwart. Er wurde auf dem ganzen Weg zur Hinrichtung geschlagen und getre-

ten – ich habe es selbst gesehen –, wo ihn dann die weißen Elefanten zu Tode getrampelt haben.«

Eine kleine Weile waren alle still. Len-Lay versuchte, nicht an die Elefanten zu denken ... auf der anderen Seite fühlte sie sich unendlich erleichtert. Plötzlich fingen alle an, gleichzeitig zu sprechen, und Henry Gouger versuchte sogar brüllend und jauchzend einen kleinen Tanz, indem er in seinen Ketten hin und her hüpfte.

»Ich glaube nicht mehr, dass wir irgendwelche Todesdrohungen fürchten müssen«, meinte der junge Engländer schließlich. »Jetzt muss die englische Armee handeln; wir sind jetzt wertvolle Geiseln.«

Mah-Lo zupfte Koo-Chill am Ärmel. »Ich glaube, dass Gott auch dem anderen Tiger das Maul gestopft hat.«

»Hmmm!«, meinte der bengalische Koch.

Die beiden Schwestern grinsten einander an. Das war genau das, was Len-Lay auch gedacht hatte.

\*\*\*

Der Wärter wollte den leeren Tigerkäfig wegnehmen, doch Herr Judson fragte ihn um Erlaubnis, ihn reinigen zu dürfen, um ihn dann als seine eigene private ›Zelle‹ zu benutzen. Achselzuckend stimmte der Aufseher zu. Er schloss Herrn Judson jeden Abend im Käfig ein und öffnete morgens die Tür, so dass er mit den anderen in der Umzäunung herumlaufen konnte.

Da die Gefangenen jetzt nicht mehr in unmittelbarer Gefahr schwebten, schien Herr Judson die Energie zu

finden, mehr nachzudenken. Er verlangte sogar Papier und Stift, um in dem Käfig zu schreiben.

Frau Judson saß jeden Tag eine kleine Weile bei ihm und beruhigte die wimmernde Maria. Len-Lay sah, dass Herr Judson sehr oft seine Frau und sein Kind mit besorgten Augen anblickte; beide waren dünn und schwach. Die langen Monate als Besucher des Gefängnisses, Krankheit und das schlechte Essen zehrten an ihnen.

Eines Tages spielte Len-Lay gerade mit dem Baby, als sie ihre Pflegeeltern in dem Tigerkäfig sprechen hörte. »Ich war wohl leider weder ein sehr guter Ehemann für dich noch ein guter Vater für unsere Kinder«, sagte Herr Judson hilflos zu seiner Frau.

»Schschtt«, erwiderte Frau Judson. »Ist das etwa deine Schuld? Du hast so viel leiden müssen.«

Herr Judson nickte. »Ich weiß. Aber ich wollte auch aufgeben; ich hatte nicht die Geduld, die Prüfung zu bestehen, die der Herr von mir verlangt hat.« Er hob seine Hand, bevor seine Frau ihn unterbrechen konnte. »Ich habe dir nie gesagt, dass ich versucht war, mich in den Fluss zu stürzen und alles zu beenden – an dem Tag, an dem wir aus dem Todesgefängnis nach Oung-Pen-La geführt wurden.«

Es war einige Augenblicke still in dem Tigerkäfig. Dann sprach Herr Judson erneut.

»Ich habe mich bitter bei Gott beklagt, dass ich das Kissen mit dem Buch verloren habe –«

Len-Lay spitzte die Ohren. Ein Buch? Welches Buch?  
»– und mein Glaube schwankte. Weiß Gott denn alles und kümmert es ihn, dass wir hier wie angekettete

Hunde sitzen? Hat er uns etwa vollkommen verlassen? Wir sind als Missionare nach Birma gekommen. Aber was haben wir denn in den vergangenen sechzehn Monaten erreicht? Nichts!«

»Oh Adoniram!«

»Aber ich habe nachgedacht«, fuhr der Missionar fort. »Jesus hat gesagt, dass ein Weizenkorn in die Erde fallen und sterben muss, bevor es Frucht bringen kann.«

»Aber du hast doch Frucht gebracht!«, stieß Frau Judson hervor. »Schau auf Maung Ing, Maung Schway-Bay und die anderen birmanischen Christen! Wir – wir wissen zwar nicht, was aus der kleinen Gemeinde in Rangun geworden ist, aber sicherlich haben einige den Krieg überlebt. Jeder von ihnen ist ein Same, der in Birma gepflanzt wurde.«

Herr Judson nickte. »Du hast recht. Das habe ich auch gedacht. Es ist nur ... ich wusste nicht, wie schwer es ist, dieses Weizenkorn zu sein und zu sterben.«

\*\*\*

Henry Gouger hatte recht. Die Engländer näherten sich langsam Ava, und die Birmanen erkannten, dass sie irgendwann einmal Frieden schließen mussten. Aber niemand am birmanischen Königshof konnte Englisch sprechen und niemand im englischen Lager konnte Birmanisch. Plötzlich erinnerte man sich wieder an die Gefangenen, die in Oung-Pen-La dahingeführt wurden. Sie konnten doch Englisch und Birmanisch! Im August tauchte eine Gruppe aufgeregter Beamter beim Gefängnis auf und verfrachtete alle Gefange-



nen nach Amrapura. Als sie in der Nacht zum Gefängnis zurückkehrten, erzählte Herr Judson Ann und den Mädchen, dass jeder von ihnen in einen separaten Raum geführt und dann gebeten wurde, einige englische Dokumente nacheinander zu übersetzen. Die Ergebnisse wurden dann verglichen, um zu sehen, ob man den englischsprachigen Gefangenen vertrauen konnte.

Zwei Monate vergingen, während die Gerüchte in Oung-Pen-La laut wurden, dass ein Friedensvertrag angeboten, aber leider abgelehnt worden war. Dann, am 4. November 1825, stieg ein berittener Soldat vor dem Gefängnistor ab. Unter dem Arm hatte er die Spitze des Stoßzahnes eines Elefanten, die mit blutroten Quasten geschmückt war – das war der persönliche Nachrichtenbehälter des Königs –, aus dem er ein Palmblatt zog.

Es war der Befehl für Adoniram Judsons Entlassung. Er sollte sich sofort zum König begeben. Er brauchte einen Dolmetscher, um die Friedensbedingungen auszuhandeln.

Len-Lay und Mah-Lo, die mit Ann Judson und Koo-Chill angerannt kamen, konnten kaum ihren Ohren trauen. Sie konnten heim nach Ava gehen!

Herr Rodgers sprach: »Und was wird aus mir? Ich habe dem König vierzig Jahre lang treu gedient! Ich kann sein Dolmetscher sein.«

Der Soldat runzelte die Stirn. »Du bist ein Engländer, Alter!«, rief er. »Der König braucht einen Dolmetscher, der weder Engländer noch Birmane ist. Er will keinen anderen als den Amerikaner. Also, Aufseher, mach die Ketten los!«

## Vom Müllhaufen gerettet

Es gab einen ergreifenden Abschied am nächsten Morgen. Einerseits wollte Herr Judson seine Frau und seine Kinder so schnell wie möglich zurück nach Ava bringen, wo sie endlich ein Dach über dem Kopf und genügend zu essen hatten. Andererseits fiel es ihm schwer, seine Mitgefangenen zurückzulassen, die immer noch Ketten trugen.

Herr Rodgers schluckte seinen Stolz herunter und sagte: »Sie sind ein anständiger Mann, Judson. Sie legen doch beim König ein gutes Wort für mich ein, oder?«

Len-Lay, die in dem gemieteten Wagen zwischen ihren Koffern und Schlafmatten saß, fragte sich, ob Herr Rodgers sich an den Tag erinnerte, als er sich geweigert hatte, sich für die Judsons beim König einzusetzen.

»Aber natürlich!«, antwortete Herr Judson. »Ich werde dafür sorgen, dass die Freilassung aller ausländischen Gefangenen in einem Friedensvertrag mitenthalten ist.«

»Wir werden deine Frau wahrscheinlich noch mehr vermissen als dich!«, versuchte Dr. Price zu scherzen. »Frau Judson, Sie waren ein Engel, den uns Gott geschickt hat, ein Becher kühlen Wassers für unsere ausgetrockneten Seelen ...« Seine Stimme zitterte, und



der Doktor wandte sich abrupt ab, ohne verbergen zu können, dass er weinte.

»Mach dir keine Sorgen um uns«, meinte Henry Gouger munter. »Aber du sollst wissen, Adoniram, dass du es warst, der uns die Kraft gegeben hat, diese schrecklichen langen Monate im Gefängnis zu ertragen.«

»Oh, Henry. Wenn du nur wüsstest, wie oft mein Glaube gewankt hat –«

»So! Du bist also ganz menschlich! Dein Glaube mag vielleicht gewankt haben, aber er ist nicht gestorben. Und ...« Hier begann Henry Gougers Stimme zu zittern, »... solange du ausgehalten hast, so lange konnten wir auch aushalten.«

Die Soldaten wurden langsam ungeduldig. Sie wollten weg. Mit einem Geldgeschenk überredete Frau Judson die Frau des Aufsehers, das Essen für die anderen Gefangenen zu kochen. Das sollte mit dem, was Gougers Diensthote einmal pro Woche von Ava mitbrachte, reichen, bis die Gefangenen entlassen wurden.

»Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!«, riefen die Mädchen, als der Ochsenkarren die ausgefahrene Straße entlangrumpelte. Koo-Chill und Herr Judson gingen neben dem Karren her, während der Soldat die Nachhut bildete. Dann machte sich die kleine Gruppe auf den Weg nach Amarapura, nach Ava – und dann nach Hause.

\*\*\*

In Amarapura trennte der Soldat Herrn Judson von seiner Familie und brachte ihn zum Gerichtsge-

bäude, dann nach Ava und direkt zum Palast des Königs. Koo-Chill suchte wieder ein Boot, um den Rest der Familie auf dem Irrawaddy-Fluss nach Ava bringen zu können.

Sind erst sechs Monate vergangen, seit wir Ava verlassen haben, um die Gefangenen zu suchen?, dachte Len-Lay, als der Bootsmann das Segel setzte. Es schien Len-Lay, als seien bereits zwei Jahre vergangen.

Die Sonne hatte sich hinter den Bäumen im Westen versteckt, aber es war noch hell, als Frau Judson, die Mädchen und Koo-Chill das Boot entluden und ans Ufer kletterten. Len-Lay und Mah-Lo rannten schon voraus. Da war der Hofzaun ... der Gemüsegarten und die Akazie ... und Herr Verzeihung in seinem vom Verandadach herabhängenden Weidenkäfig.

»Maung Ing! Mah-Noo!«, riefen sie. »Wir sind nach Hause gekommen! Wir sind hier!«

»Hallo! Hallo!«, krächzte Herr Verzeihung.

Maung Ing riss die Tür auf; sein Mund stand weit offen und er machte große Augen. »Waaas? Oh, dem Herrn im Himmel sei Dank! Ihr seid zurückgekommen!«

Der Birmane eilte die Treppen hinunter, während er sich grinsend verbeugte, ihnen die Taschen abnahm und sich wieder verbeugte. Mah-Noo erschien an der Tür und lächelte glücklich. Len-Lay sprang auf die Veranda und ließ die blinde Frau »sehen«, dass sie wirklich zu Hause waren, indem sie sie berührte. In dem Augenblick merkte das Mädchen, dass irgendjemand hinter Mah-Noo stand. Es war Myat Rodgers.

»Myat! Ich bin so froh, dass es dir gut geht!«

Aber schon drängten sich Frau Judson mit dem Baby und Mah-Lo auf die Veranda, gefolgt von Maung Ing und Koo-Chill, die die Koffer und Taschen trugen. Im Haus stellten alle gleichzeitig Fragen, bis Mah-Noo plötzlich in die Hände klatschte.

»Setzt euch! Setzt euch!«, befahl sie. »Wir wollen Tee trinken. Dann können wir reden.«

Len-Lay wollte Myat fragen, was er im Missionshaus machte. Aber Koo-Chill gab ihr die Aufgabe, Mah-Noo dabei zu helfen, den Tisch mit Tee, Obst und kaltem Reis mit geräuchertem Fisch zu decken. Koo-Chill bestand darauf, dass Frau Judson etwas aß, bevor sie zu erzählen versuchte.

Endlich konnten sie die ganze Geschichte erzählen – von dem Gefängnis in Oung-Pen-La, den Pocken und dem hungrigen Tiger im Käfig, und schließlich von dem Befehl des Königs, Herrn Judson freizulassen, um Dolmetscher für die Engländer und Birmanen zu sein.

»Was ist mit meinem Vater?«

Es war das erste Mal seit ihrer Ankunft, dass Myat gesprochen hatte. Alle Augen schauten auf ihn. Er war jetzt fünfzehn Jahre und gewachsen. Len-Lay dachte, dass er irgendwie anders war.

»Dein Vater lebt und ... ihm geht es gut«, erwiderte Frau Judson vorsichtig. Obwohl die Bedingungen in Oung-Pen-La besser waren als im Todesgefängnis, waren alle Gefangenen dünn und bei schlechter Gesundheit. »Ich bin sicher, er wird bald freigelassen. Er wird sehr froh sein, wenn er erfährt, dass es dir gut geht.«

Maung Ing grinste von einem Ohr zum anderen und legte seine Hand auf Myats Schulter. »Wir haben euch auch etwas zu erzählen! Myat, sag ihnen, was an dem Tag passierte, als die Gefangenen verschwunden waren und wir uns alle in der Stadt getrennt hatten, um herauszufinden, was mit ihnen geschehen war!«

Myat sah verlegen aus. Aber auf Maung Ings Drängen hin begann er seine Geschichte.

»Ich ging zum Fluss, um zu sehen, ob mein Vater und die anderen Gefangenen vielleicht mit dem Boot weggebracht worden waren. Aber niemand hatte sie gesehen. Anstatt zurück zum Missionshaus zu gehen und zu erfahren, ob ihr anderen irgendetwas herausgefunden habt, bin ich zum Todesgefängnis marschiert – der Ort, an dem ich meinen Vater zum letzten Mal gesehen hatte. Vielleicht hatte er ja irgendetwas zurückgelassen, irgendetwas, was mich an ihn erinnerte.«

Len-Lay lächelte Myat aufmunternd zu.

»Ich klopfte an das Tor, aber die Gefleckten Gesichter wollten mich nicht hereinlassen. Also schlich ich um das Gefängnis von außen herum, weil ich nicht wusste, was ich nun tun sollte. Hinter dem Gefängnis war ein riesiger Abfallhaufen. Ich war so schmerzerfüllt, dass ich anfang, den Müll zu durchwühlen, um etwas zu finden – irgendetwas –, das meinem Vater gehörte. Aber ich fand nichts –«

Der Junge hielt inne. »Erzähl weiter! Auf!« drängte Maung Ing.

»Ich fand nichts – außer einem hässlichen alten Kis-

sen. Ich erkannte, dass es das Kissen war, das Len-Lay für Herrn Judson ins Gefängnis gebracht hatte.«

Frau Judson rang nach Luft. »Schschtt!«, beruhigte sie ihr Baby, das zu wimmern anfang.

»Ich war so wütend, dass ich das Kissen zerriss«, fuhr Myat fort, »und da fand ich das Buch. Also, eigentlich sah es gar nicht wie ein Buch aus. Es waren einfach nur sehr viele Blätter, die beschrieben waren. Ich stopfte das Papier zurück in das Kissen und rannte damit nach Hause. Ich dachte: ›Jetzt habe ich endlich den Beweis, dass Herr Judson ein Spion ist!‹«

Len-Lay riss die Augen auf. Hatte Myat tatsächlich etwas gefunden, das Herrn Judson zurück ins Gefängnis bringen würde? Sie blickte ängstlich Frau Judson an, aber ihre Pflegemutter war damit beschäftigt, das Baby zu stillen. Auf ihren Lippen lag ein leises Lächeln.

»Die Schrift war birmanisch und so begann ich zu lesen«, erzählte Myat weiter. »Aber es war eine Geschichte von einem Mann mit Namen Jesus ... und so wusste ich jetzt, dass Herr Judson doch wirklich ein Religionslehrer und kein Spion ist.«

»Eine Geschichte?«, stieß Mah-Lo hervor.

»Das war alles, was in dem Kissen war?«, wunderte sich auch Len-Lay. »Eine Geschichte?«

Frau Judson lächelte. »Nicht bloß eine Geschichte, Mary und Abby, sondern das gesamte Neue Testament – die Teile der christlichen Bibel, die uns von Gottes Sohn, Jesus, erzählen. Adoniram hatte Jahre gebraucht, es ins Birmanische zu übersetzen. Er hat es beendet, kurz bevor wir von Rangun nach Ava

kamen. Ich habe es in dem Kissen versteckt, weil ich Angst hatte, der Magistrat würde es uns wegnehmen und vernichten. Aber als die Gefangenen aus dem Todesgefängnis verschwunden waren ...«, ihre Stimme senkte sich zu einem Flüstern. »Wir haben geglaubt, es sei für immer verloren.«

»Nein, nein! Es wurde gefunden!«, lachte Maung Ing.  
»Aber erzähl nur weiter, Myat, weiter!«

Nun lächelte auch Myat. »Ich las weiter, weil ich überhaupt nicht aufhören konnte. Dieser Jesus war anders als jeder, den ich vorher getroffen habe! Aber ich hatte so viele Fragen –«

Eines Tages war er zum Missionshaus gekommen und fragte nach Maung Ing. »Ich habe so viele Fragen über diesen Jesus«, hatte er erklärt.

Voller Freude darüber, dass das Kissen und sein wertvoller Inhalt gefunden worden waren, erklärte Maung Ing bereitwillig Myat alles, was dieser gelesen hatte. Er lud Myat ein, bei ihm und Mah-Noo in der Mission zu bleiben und mit ihm zusammen das Wort Gottes zu studieren. Und Mah-Noo war hocherfreut, dass sie nun einen Jungen hatte, um den sie sich kümmern konnte.

Nachdem er seine Geschichte beendet hatte, stellte sich Maung Ing hinter Myat und legte seine Hände auf die Schultern des Jungen. »Ihr seht hier einen neuen Nachfolger Christi«, meinte er stolz. »In Herrn Judsons Abwesenheit habe ich ihn auf die Taufe vorbereitet und –«

»Und er hat mich in den Irrawaddy getaucht!«, lachte Myat.



Alle lachten und klatschten.

»Mein Herz ist voller Freude!« Frau Judson umarmte Myat. »Myat, du bist jederzeit hier willkommen. Du kannst bei uns bleiben, bis dein Vater aus dem Gefängnis kommt. Aber jetzt ist es schon sehr spät. Wir müssen alle ins Bett. Vielleicht kommt Herr Judson morgen.«

\*\*\*

Müde von ihrer langen Reise schliefen die Mädchen auch lange. Aber schließlich wurden sie von lautem Krächzen auf der Veranda geweckt.

»Hallo! Hallo! Verzeihung! Wer kommt da? Krkrkr!«  
Dann hörten sie, wie Frau Judson hervorstieß: »Es ist Adoniram!«

Die Mädchen sprangen von ihren Schlafmatten auf und eilten in den Hauptraum des Bambushauses.



Herr Judson hielt seine Frau und sein Baby in seinen Armen. Dann begrüßte er Mah-Noo und den strahlenden Maung Ing.

Durch die Haustür konnte Len-Lay zwei Soldaten sehen, die vor dem Tor warteten.

»Ich kann nicht bleiben«, sagte Herr Judson schnell. »Der König schickt mich – bewacht – flussabwärts, um den englischen General zu treffen und die Bedingungen für einen Friedensvertrag mitzubringen. Das kann bedeuten, dass ich mehrmals hin- und herreisen muss – vielleicht ein paar Wochen, vielleicht ein paar Monate.«

»Oh, Adoniram.« Das Lächeln verschwand aus Ann Judsons Gesicht.

»Aber sobald der Friedensvertrag erst einmal unterzeichnet ist, hat der König versprochen, dass ich frei bin – und die anderen Gefangenen auch.« Herr Judson sah müde aus, aber er lächelte den Mädchen zu. »Also – ich habe nur ein paar Minuten Zeit, um ein paar Sachen mitzunehmen. Könnt ihr eine Schlafmatte und eine Decke entbehren?«

»Wie wäre es mit einem Kissen?«, mischte sich Myat ein. Er legte das hässliche braune Kissen in Herrn Judsons Arme.

Niemand bewegte sich oder sagte ein Wort. Herr Judson starrte das Kissen voll Erstaunen an. Dann nahm er das Kissen an seine Brust und fiel auf die Knie. »Oh Gott, mein Vater!«, flüsterte er mit rauher Stimme. »Du hast mich nicht verlassen. Du hast dieses Werk bewacht, damit Birma dein Wort in seiner Sprache hat. Herr, ich glaube! Hilf meinem Unglauben.«

Man hörte die Soldaten von dem Tor aus rufen:  
»Beeilen Sie sich, Herr Joodthan! Wir müssen das Boot erreichen!«

»Beeilen Sie sich! Beeilen Sie sich!«, krächzte Herr Verzeihung.

Es gab einen schnellen Abschied. Das harte Kissen aus dem Gefängnis wurde durch ein weiches ersetzt, dazu kamen eine Decke und eine Schlafmatte. Und dann ging Herr Judson in Richtung Fluss, während alle ihm von der Veranda aus zuwinkten.

Als alle zurück ins Haus gingen, räusperte sich Koo-Chill laut. »Hrhrmmmm!«

Alle schauten den bengalischen Koch an und waren still. Er hatte das Gefängniskissen in der Hand.

»Mit Ihrer Erlaubnis, Frau Joodthan«, sagte er mit einer respektvollen Verbeugung, »würde ich – ähm – auch gerne die Blätter in dem Kissen lesen. Ich mag Geschichten und hier drin müssen wirklich gute Geschichten sein. Steht in dem Buch auch die Geschichte von Daniel und den Löwen?«

Frau Judson lachte: »Nein, diese Geschichte ist im Alten Testament, das bis jetzt noch nicht übersetzt ist. Aber ich freue mich sehr, wenn du die Geschichten von Jesus liest, Koo-Chill. Wenn wir nach Rangun kommen, können wir zu einem Missionar gehen, der uns Bücher druckt, damit viele Leute in Birma Gottes Wort lesen können.«

Len-Lay und Mah-Lo blickten einander an. Frau Judson hatte gerade gesagt: »Wenn wir nach Rangun kommen.« Das hieß, dass sie bald ihren Vater wiedersehen würden, Maung Schway-Bay! Da erinnerte

sich Len-Lay wieder an die Worte, die ihr Vater beim Abschied gesagt hatte: »Lehrt sie lesen, damit sie die Worte Jesu auf dem Papier, das Ihr geschrieben habt, lesen können.«

»Mama Ann«, sagte Len-Lay, »können wir mit der Schule weitermachen, während wir auf Papa Don warten? Ich möchte auch gern die Bibel lesen.«

Mah-Lo nickte eifrig.

»Pass auf«, meinte Myat grinsend zu Koo-Chill.  
»Wenn du dieses Buch liest, könnte es dein Leben verändern.«

## *Einiges über Ann und Adoniram Judson*

Adoniram Judson wurde am 9. August 1788 in Bradford, Massachusetts, als Sohn eines Pastors geboren. Im Alter von sechzehn Jahren begann er sein Studium an der Brown Universität, das er in nur drei Jahren beendete. Mit Zweifeln am Glauben wollte der junge Mann »die Welt kennen lernen«, aber nach dem Tod eines Freundes war er so betroffen, dass er nach Hause zurückkehrte und im Alter von zwanzig Jahren das Bibelseminar in Andover besuchte, wo er sein Leben Gott ernstlich weihte.

Der junge Judson war fest entschlossen, der erste amerikanische Missionar im Ausland zu sein – ein Ruf, den auch seine junge Liebe Ann Hasseltine hatte, die nur ein Jahr jünger war als er. Im Februar 1812 heirateten Ann und Adoniram Judson; zwei Wochen später segelten die Frischverheirateten in Begleitung eines anderen jungen Ehepaares nach Indien.

Aber die Britische Ostindienkompanie war den jungen Missionaren gegenüber feindlich eingestellt und drohte sie auszusetzen. Unsicher darüber, wo sie ihre Missionsarbeit beginnen sollten, erreichten die Judsons nach anderthalb Jahren seit der Abreise von Amerika schließlich Rangun in Birma.

Im Gegensatz zu Indien, das aufgrund der Ostindienkompanie einen großen Anteil europäischer Bevölkerung hatte, lebte nur eine Hand voll Weißer in Birma. Obwohl die Mehrheit der Birmanen unter einer

grausamen und unberechenbaren Monarchie in Armut lebte, gab es kein Kastensystem (das in Indien die Menschen nach Rasse und Status streng in Klassen einteilte). Die Sprache war schwierig und die Judsons wendeten täglich zwölf Stunden für das Sprachstudium auf. Ein noch größeres Hindernis bei der Verbreitung der Guten Nachricht war der Buddhismus, der keine Vorstellung (und daher auch keine Worte) von einem ewigen Gott oder einem ewigen Leben mit Gott für die Menschen enthielt. Im Laufe von zehn Jahren jedoch bildeten achtzehn bekehrte Birmanen den Kern der ersten christlichen Gemeinde in Birma.

Das »Tropenfieber« war der größte Feind der Judsons, der schließlich auch das Leben ihres Babys Roger forderte, es starb 1815 im Alter von sieben Monaten (das erste Kind war an Bord des Schiffes tot geboren worden). Oft fesselte das Fieber monatelang auch Ann und Adoniram ans Bett. Dennoch arbeitete Adoniram Tag für Tag daran, das griechische Neue Testament ins Birmanische zu übersetzen. Im Juli 1823 beendete er es schließlich, kurz bevor Ann von einem zweijährigen Aufenthalt aus gesundheitlichen Gründen in Amerika zurückkehrte.

In der Zwischenzeit waren mehrere andere Missionarsehepaare zu der Mission in Rangun gekommen, darunter auch George Hough, ein Drucker, der Adonirams Übersetzung druckte, und Dr. Jonathan Price, ein Arzt, den man bald in die Königsstadt Ava holte, wo er den König höchstpersönlich betreuen sollte.

Während andere Missionare die kleine birmanische Gemeinde in Rangun betreuten, gingen Adoniram und Ann mit zwei birmanischen Pflegekindern nach

Ava in den Norden, um auch dort eine Mission zu errichten. Aber als 1824 der britisch-birmanische Krieg ausbrach, gerieten alle Ausländer in Verdacht, britische Spione zu sein, und wurden ins Todesgefängnis geworfen. Acht Monate nach der Verhaftung Adoniram schenkte Ann einem Mädchen, Maria, das Leben.

Nach anderthalb Jahren Gefängnis wurde Adoniram, ein »neutraler Amerikaner«, schließlich entlassen, um den Frieden mit den Briten auszuhandeln. Aber die Jahre der Not, der Krankheit und des Kampfes hatten Ann gezeichnet, so dass sie 1826 im Alter von sechsunddreißig Jahren in Abwesenheit Adoniram starb. Die zwei Jahre alte Maria starb wenige Monate später.

Adoniram versuchte, seinen Kummer zu ertränken, indem er sich ganz in der Missionsarbeit vergrub. Dann verbrachte er zwei Jahre als Einsiedler im Dschungel. Als er schließlich aus der Depression herausfand, heiratete er Sarah Boardman, eine junge Missionarwitwe, die ihm acht Kinder schenkte (von denen aber nur fünf das Erwachsenenalter erreichten). Sie starb nach elf Jahren Ehe. Auf dem Heimaturlaub in Amerika heiratete Judson 1846 die junge Emily Chubbock und sie gingen nach Birma, wo sie sich als Mutter um Adoniram's Kinder und ihre eigene kleine Tochter kümmerte.

Aber Adoniram's Gesundheit war gebrochen und er starb 1850 im Alter von einundsechzig Jahren. Er hinterließ eine vollständige Übersetzung der Bibel auf Birmanisch. Außerdem war er für andere junge Amerikaner eine Quelle der Ermutigung, die ihr Leben ebenfalls für die Mission in fremden Ländern einsetzten.